

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Hefen: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Noch einmal also: auf Dein Wohl, meine einzig geliebte Marie!" hauchte Engelbert seiner Cousine ins Ohr. Die Krystallpokale klirrten zusammen, und er leerte den seinen bis auf den letzten Tropfen. Dann stand er rasch auf, nachdem er wieder einen hastigen Blick nach dem Tische der Gräfin Heinrich hinübergeworfen hatte.

"Die Mazurka, die wir nachher tanzen werden, ist für mich der einzige Stern in der trostlosen Oede dieser Ballnacht. Ich freue mich auf sie wie auf eine Erlösung."

"Aber ich habe sowohl Deinem Bruder wie einer ganzen Anzahl anderer Herren erklärt, daß ich heute nicht tanzen werde. Man könnte mir leicht verübeln, wenn ich es nun dennoch thäte."

"Mag man doch! Glaubst Du, ich würde mich bereit finden lassen, auf mein gutes Recht zu verzichten? Ich würde Dich zu diesem Tanze holen, auch wenn ich wie Don Ramiro in der Heineschen Romanzo nur noch meinen Schatten schicken könnte. Du kennst doch das schöne Gedicht mit den schauerlichen Schlußversen:

"Herrin, forschst nicht blut'ge Kunde —

Demie mittag starb Ramiro!"

Also bereite Dich immerhin auf eine kleine Nothlüge für die anderen vor! — Auf Wiedersehen, mein holdes Bäschen!"

Er schwirkte davon, fest überzeugt, sich sehr edel und

großmüthig benommen zu haben. Der Regierungsrath aber war merklich überrascht von der Veränderung, die während seiner kurzen Abwesenheit in den Mienen und in dem Wesen seiner Nachbarin vor sich gegangen war.

"Hat man schon eine Spur gefunden, welche zur Entdeckung des merkwürdigen Diebstahls in der Gemäldegalerie führen könnte?" fragte er im Verlaufe ihrer jetzt um vieles lebhafteren Unterhaltung.

"Ich höre ja, daß der Assessor von Brendendorf mit der Führung der Untersuchung betraut worden sei, und gnädiges Fräulein sind darum vielleicht besser unterrichtet als das große Publikum."

Marie mußte mit einiger Beschämung gestehen, daß sie von einem solchen Diebstahl überhaupt noch kein Wort gehört habe, aber sie zeigte große Wißbegierde, etwas darüber zu erfahren, und der Regierungsrath erzählte bereitwillig, was ihm selber aus den Zeitungen bekannt geworden war.

"Aber ich bin ein schlechter Berichterstatter," unterbrach er sich plötzlich, "und der Herr Assessor, den ich da eben kommen sehe, wird uns gewiß Neues und Zuverlässigeres zu melden wissen. Mit Ihrer Erlaubniß nehme ich ihn in Beschlag."

Marie hätte vielleicht gern widersprochen, aber sie würde keinen Vorwand dazu gefunden haben, und so trat



Plauderstündchen.

Nach einem Gemälde von Fr. Pröhl.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Lothar auf den heiteren Juraß des Regierungsraths artig an ihren Tisch.

„Es giebt da wenig zu erzählen,“ sagte er, als er von dem Gegenstand der Unterhaltung in Kenntniß gesetzt worden war, „denn die Untersuchung bewegt sich bis zur Stunde noch völlig im Dunkeln. Soweit sich das eben feststellen läßt, ist das Bild bisher nirgends zum Kauf angeboten worden, und die Vermuthung gewinnt immer mehr an Boden, daß es sich gar nicht um einen Diebstahl aus gewöhnlicher Gewinnsucht, sondern um die That eines halb unzurechnungsfähigen Kunstliebhabers handle.“

Der Regierungsrath lächelte ungläubig.

„Sind Sie etwa ein Vertheidiger der Theorie von der Kleptomanie, der ‚Stehtsucht‘, Herr Assessor?“ fragte er. „Ich für meine Person habe mich nie entschließen können, an das Vorhandensein einer so merkwürdigen Krankheit zu glauben.“

„Allerdings haben Sie hervorragende Männer der Wissenschaft auf Ihrer Seite,“ sagte Lothar. „Aber wer weiß, ob man nicht nach hundert Jahren mehr als die Hälfte jener Leute, die man nach dem heutigen Stande der Rechtspflege und der Wissenschaft nur ins Gefängniß schicken kann, in besonderen Heilanstalten behandeln wird!“

„Ein solches Zeitalter der reinen Menschlichkeit wird meiner Meinung nach schon um deswillen niemals kommen können, weil die gestützte menschliche Gesellschaft sich nicht des wirksamsten Vertheidigungsmittels gegen ihre Feinde entäußern darf. Mag ein Raubmörder mit klarem Verstande oder in zeitweiligem Wahnsinn gehandelt haben, jedenfalls ist es für die Gesellschaft eine unabweisliche Pflicht der Selbsterhaltung, ihn nicht nur dauernd unschädlich zu machen, sondern auch das zur Abschreckung leicht bereiter Nachahmer nothwendige warnende Beispiel an ihm aufzustellen. Mag der einzelne dadurch vielleicht auch hier und da härter betroffen werden, als er es verdiente, jedenfalls hat die Justiz ihre Aufgabe erfüllt, wenn ihr Spruch die Gesamtheit vor weiterem Schaden bewahrte. Die reine, vollendete Gerechtigkeit, die allezeit ein haarstarkes Gleichgewicht zwischen Schuld und Sühne herzustellen weiß, ist eben nichts als ein schöner Traum, der hier auf Erden auch nach weiteren zehntausend Jahren seiner Verwirklichung nicht viel näher gekommen sein wird als heute.“

„Ich vermag Ihnen nicht zuzustimmen, Herr Regierungsrath, und wenn ich es vermöchte, so würde ich mich sicherlich niemals zu einem Werkzeug solcher Justiz hergeben. Eine Gesellschaft, die sich zu ihrer Erhaltung lediglich auf eine nach dem Recht des Stärkeren zugeschnittene Handhabung ihrer Strafgesetze angewiesen sähe, würde der Erhaltung überhaupt kaum noch werth sein. Hat uns die Wissenschaft erst einmal dahin geführt, zu erkennen, wo die viel umstrittene Grenze zwischen Krankheit und Verbrechen liegt, so werden sich unsere Gesetze und die Urtheile unserer Richter unverzüglich dieser Erkenntniß anzubequemen haben. Einst schleppte man Pestfranke und Aussäzige an abgelegene Orte, um sie da ihrem Schicksal zu überlassen, denn man meinte, kein besseres Mittel zum Schutze der Gesamtheit gegen die Gefahr der Verseuchung zu besitzen. In menschlicheren Zeiten ersann man zu dem nämlichen Zwecke gute und schlechte Arzneien für die Unglücklichen, die von einer ansteckenden Krankheit ergriffen worden waren. Und heute — nun, heute ist man zu der Einsicht gekommen, daß das einzige wirksame Vertheidigungsmittel in dem Bemühen zu suchen ist, den Unheil bringenden Keimen, die vielleicht immer im Boden, im Wasser, in den Lüften schlummern, die Möglichkeit der Entwicklung zu nehmen. Man findet, daß es leichter sei, dem Ausbruch einer Seuche vorzubeugen, als die einmal ausgebrochene zu bekämpfen. Warum sollte man nicht in Bezug auf Verbrechen und Verbrecher nach gleichen Wandlungen der Ansichten zu demselben Endergebniß gelangen? Warum sollte man nicht auch hier das Hauptgewicht auf die Vorbeugemittel legen, wenn man nur erst mit Sicherheit die verderblichen Keime kennengelernt hat, die es zu tödten gilt?“

Mit einer Empfindung stetig wachsenden Erstaunens hatte Marie den — ausschließlich an den Regierungsrath gerichteten — Worten Lothars gelauscht. Sie erkannte den schweigsamen Vetter, der sich fast nie an den lustigen Tischgesprächen in seinem Elternhause betheiligte, kaum noch wieder, wie er da mit einer unverkennbar aus dem tiefsten Herzen quellenden Wärme seine idealistischen Anschauungen vertrat. Gleich seinen Eltern und seinen Geschwistern hatte ihr bis zu diesem Augenblick für Lothars Uebertritt in die

richtliche Laufbahn jedes Verständniß gefehlt. Sie hatte sich daran gewöhnt, es im Stillen ebenso wie die anderen als eine eigensinnige Schrunke zu belächeln, — und jetzt erst dämmerte ihr unter der Wirkung seiner Worte eine Ahnung auf von den edlen und ernstlichen Beweggründen, welche die anscheinend so unbegreifliche Handlungsweise dieses verschlossenen Mannes bestimmt haben mochten. Und es stieg in ihrem Herzen auf wie ein sehnliches Verlangen, ihn so weiter sprechen zu hören und einen noch tieferen Einblick zu gewinnen in das Gedankenleben, das er selbst vor seinen nächsten Angehörigen sonst so ängstlich verborgen hielt. Sie wäre dem Regierungsrath aufrichtig dankbar gewesen, wenn er ihn durch weiteren Widerspruch gereizt oder einige von den hundert Fragen an ihn gerichtet hätte, die ihr selber auf der Seele brannten.

Aber ihr Kavalier konnte natürlich nichts von solchem Verlangen ahnen, und es war begehrlich, daß er sie vielmehr im Gegentheil durch solche akademische Erörterungen gelangweilt glaubte.

„Ich sehe wohl, mein lieber Herr von Brendendorf,“ sagte er ablenkend, „daß wir in dem kurz bemessenen Zeitraum einer Ballpause schwerlich zu einem Einvernehmen gelangen würden. Und wir sind ja auch ein wenig von unserem ursprünglichen Thema, dem Bilderdiebstahl im Museum nämlich, abgekommen. Ich muß gestehen, daß ich bei der ersten Kunde von dem Ereigniß aufrichtig verwundert war, wie etwas derartiges bei dem großen Aufsichtspersonal überhaupt hatte geschehen können.“

„Auch die größte Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit der Beamten wird das Vorkommen solcher Fälle niemals ganz ausschließen,“ erwiderte Lothar. „Ich für meine Person bin überzeugt, daß den bedauernswerthen Mann, in dessen Revier das winzige van Eyck'sche Gemälde hing, gar kein ernstlicher Vorwurf treffen kann. Da ihm die Beobachtung mehrerer Räume obliegt und da er sehr häufig von Besuchern mit Fragen in Anspruch genommen wird, wäre es unbillig, zu verlangen, daß er jeden einzelnen Punkt der ihm anvertrauten Räume beständig im Auge behalte. Und ein einziger unbewachter Augenblick war für den Dieb ja hinreichend, einen Gegenstand von so geringem Umfange unter seinem Ueberrock oder Mantel verschwinden zu lassen.“

„Und besitzt das Kunstwerk wirklich einen so bedeutenden Werth?“

„Die Museumsverwaltung hat es vor kurzem für zwölftausend Mark erstanden; aber es ist nach dem Urtheil Sachverständiger nicht zweifelhaft, daß mancher Liebhaber gerade für diese meisterlich ausgeführte und ausgezeichnet erhaltene ‚Madonna im Rosenhag‘ einen viel höheren Betrag gezahlt haben würde.“

„Der Dieb muß also in gewissem Sinne Kenner gewesen sein!“

„Ohne Frage! Auf den ersten Blick hat das Bildchen so wenig Bestechendes, daß ein Laie sicherlich eine andere Wahl getroffen haben würde.“

„Und der Aufseher hat gar nichts Verdächtiges wahrgenommen?“

„Nichts, das einen Anhalt zu Nachforschungen in einer bestimmten Richtung ergeben hätte.“

„Aber man verhaftete doch noch in der Vorhalle des Museums einen Menschen, der als verdächtig bezeichnet wurde?“

„Es geschah in Folge eines Mißverständnisses, dessen Aufklärung alsbald erfolgte. Eine junge Dame, welche in dem an das fragliche Kabinett anstoßenden Oberlichtsaale mit dem Kopiren eines Rubens'schen Gemäldes beschäftigt war, hatte dem Galeriedieners sofort nach der Entdeckung des Diebstahls die Mittheilung gemacht, daß ihr ein armselig aussehender Mensch durch sein anscheinend zweckloses Umherstreifen und durch seine merkwürdig verstörten, irren Blicke aufgefallen sei. Der Betreffende hatte sich angeblich erst wenige Minuten früher entfernt, und die Malerin eilte darum mit dem vor Bestürzung fast sinnlosen Beamten und mit einem ganzen Haufen rasch zusammengeströmter Neugieriger in die Eingangshalle hinab. Dort sah sie wirklich den Gefuchten noch im Gespräch mit zwei anderen Museumsdienern stehen; ihr Juraß aber, den Verdächtigen festzuhalten, wurde in der allgemeinen Aufregung auf einen andern bezogen, und ehe sich der Irrthum aufgeklärt hatte, war der zuerst Besichtigte verschwunden.“

„Und trotzdem sind Sie der Ansicht, Herr Assessor, daß keine Spur des Diebes vorhanden sei? Erscheint denn dieser

Berschwundene nicht schon um seines Verschwindens willen verdächtig genug?"

"Nein! Ein Zufall hat es übernommen, ihn zu entlasten, ohne daß er selber genöthigt gewesen wäre, seine Unschuld zu betheuern. Beim Verlassen des Museums, das nach der übereinstimmenden Bekundung der beiden Thürhüter in durchaus ruhiger und unauffälliger Weise erfolgt war, hatte dieser Unbekannte das Mißgeschick gehabt, seinen Geldbeutel zu verlieren, und einer der beiden Beamten, die den Fund gemacht hatten, war ihm nachgeeilt, um ihn zurückzurufen. Wäre er nun wirklich der Dieb gewesen und hätte er das Bild also unter seinen Oberkleidern verborgen gehalten, so ist doch wohl tausend gegen eins zu wetten, daß er der Aufforderung zur Umkehr nicht ohne weiteres Folge geleistet, sondern viel eher sofort die Flucht ergriffen haben würde. Und selbst angenommen, daß er in unglücklicher Furcht die Stirn gehabt hätte, mit seinem Raub die Innenräume des Museums noch einmal zu betreten, wie sollte er es angefangen haben, während eines minutenlangen Gespräches vor den Blicken der Galleriedienner zu verheimlichen, daß er etwas unter dem Mantel versteckt halte? Die beiden Männer erklärten bei ihrer Vernehmung aufs bestimmteste, ein solches Bemühen hätte ihnen unmöglich entgegen können, und sie weisen die Vermuthung, daß der Verlierer des Geldbeutels der Dieb der van Enckischen Madonna gewesen sei, mit aller Entschiedenheit zurück."

"Wenn aber sein Gewissen rein war, warum hatte es der Mann denn so eilig, sich zu entfernen, als er von der Entdeckung des Diebstahls Kenntniß erhielt? Jeden andern hätte doch sicherlich schon die Neugier zurückgehalten."

"Selbstverständlich würde auch ich mir diese Frage vorgelegt haben, wenn nicht die Ansagen der beiden erwähnten Thürhüter ihre einleuchtende Beantwortung enthalten hätten. Die Beamten hatten sich nämlich, wie dies durch die Umstände geboten war, zuvor von dem Inhalt des gefundenen Geldbeutels unterrichtet, und da derselbe nur aus zwei Münzpfennigstücken, dem Pfandschein über eine verrostete Uhr und einem werthlosen Pferdebahnscheine bestand, muß es ziemlich begreiflich erscheinen, daß den Verlierer die Scham, seine Armuth geoffenbart zu sehen, zu eiligem Rückzug veranlaßte. — Trotz aller dieser Umstände indessen, welche mich bestimmen, der vermeintlichen Wahrnehmung der jungen Malerin sehr wenig Gewicht beizulegen, würde es mir von großem Werthe gewesen sein, die Persönlichkeit des Mannes festzustellen. Aber meine Bemühungen, ihn durch die Organe der Polizei ausfindig zu machen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Des auf dem Pfandscheine angegebenen Namens vermag sich keiner der beiden Thürhüter mehr zu erinnern, und da ich einen meiner inneren Ueberzeugung nach ganz unschuldigen Menschen doch nicht stöckbrieflich verfolgen lassen kann, werde ich wohl dem Zufall überlassen müssen, ob ich seine Bekanntschaft machen werde oder nicht."

Die drohenden Schläge eines im Festsaal aufgestellten chinesischen Tam-Tams zeigten die Beendigung der Epiphanie an, und man erhob sich eilig von den kleinen Tischen, um zu der bevorstehenden Quadrille rechtzeitig am Plage zu sein.

Auch Volthar, welcher selbst nicht zu tanzen beabsichtigte, zog sich sofort mit einer verabschiedenden Verbeugung zurück, um dem Paare, dessen Gesellschaft er so lange genossen hatte, volle Freiheit zu lassen.

Marie hätte ihn wohl jetzt gern noch durch ein freundliches Wort zurückgehalten, aber wie ihre Beziehungen sich nun einmal gestaltet hatten, wagte sie ein solches Wort nicht. In einer Schüchternheit, die ihr sonst ihm gegenüber ganz fremd gewesen war, hatte sie sogar nicht einmal den Muth, zu ihm aufzusehen, während sie am Arm des Regierungsraths in den Festsaal zurückkehrte; seine Worte aber beschäftigten ihre Gedanken auch noch unter dem Rauschen der Musik und inmitten des lauten Geschwirms lebhafter Unterhaltung.

Die Mazurka kam heran, und Engelbert, der sich auch nach dem Essen ausschließlich der Gräfin Hamried gewidmet hatte, ließ seine Nase nicht vergeblich auf sich warten. Mit festem Drucke legte er seinen muskelschwelenden Arm um ihre schlankte Gestalt, und so kraftvoll und sicher leitete er sie durch den Wirbel der Tanzenden dahin, daß sie kaum den Boden zu berühren meinte, und daß ein Gefühl wonniger Sicherheit über sie kam. Und nachdem sie sich einige Sekunden lang schweigend dem Genusse des heranschenden Vergnügens hingeegeben hatten, so Arm in

Arm zu ruhen und sich gleichsam allein zu wissen inmitten des bunten, geräuschvollen Menschenzwanges, begann Engelbert seiner Tänzerin allerlei lächerliche, leidenschaftliche, heißhämige Worte in das Ohr zu flüstern. Hier, wo sie ihm nicht entinnen und ihn nicht zurückweisen konnte, sprach er zu ihr, wie er nie zuvor gesprochen hatte. Der scherzhaft übermüthige Klang, den bis dahin selbst seine Liebesversicherungen gehabt hatten, war ganz aus seiner Stimme geschwunden; er sprach ernsthaft, aber in raschen, abgebrochenen, sich überstürzenden Worten wie jemand, der aus dem Schlafe oder im Fieber redet. Er sagte, daß ihr jeder Pulsschlag seines Blutes gehöre, daß er nie eine andere geliebt habe oder lieben werde als sie, daß sie ihm zu eigen werden müsse um jeden Preis, und gelte es, eine Welt in Trümmer zu legen. Er ließ ihr nicht Zeit zu antworten oder abzuwehren. Je stürmischer er ihr Herz an dem feingigen Kopfen fühlte, desto wider schien ihm die Raserei seiner Leidenschaft zu erfassen, und Marie ließ den schrankenlosen Gluthstrom seiner Rede über sich ergehen wie einen Sturm von Naturgewalten, dem man sich beugen muß, weil es unmöglich ist, ihm zu entfliehen.

Zuletzt hämmerte und wirbelte es in ihren Schläfen ebenso sehr von der Erregung, welche Engelberts Worte hervorriefen, als von der übermäßigen Anstrengung des Tanzes. Willenlos und nur durch ihres Tänzers stählerne Kraft aufrecht erhalten, lag sie in seinem Arme, ihr blondes Haupt neigte sich wie das Blüthenköpfchen einer verschmachtenden Pflanze, und sie hatte nicht einmal die Kraft, es zu erheben, als sie fühlte, wie seine brennenden Lippen einmal und noch einmal ihre Stirn streiften.

Mit einer letzten Anstrengung nur vermochte sie zu flüstern: „Laß mich — ich bitte Dich!“ — Dann schlossen sich unwillkürlich ihre Augen, weil sich ihr plötzlich der ganze Saal in ein kreisendes und tosendes Feuermeer zu verwandeln schien.

Ihrer Bitte ungeachtet, tanzte der Dragoneroffizier wohl noch zwei Minuten lang fort; dann erst ließ er die halb Ohnmächtige aus seinem Arme in einen Sessel gleiten, und mit der Unverwundlichkeit einer kräftigen, durch ritterliche Übungen und soldatische Strapazen gestählten Natur forderte er eine andere Dame zum Tanze auf, ohne sich auch nur die flüchtigste Erholung zu gönnen.

Für Marie aber bedurfte es einer langen Zeit, ehe ihre raschen Athemzüge und das ungestüme Wogen ihres Blutes sich gefänstigt hatten. Sie hörte inzwischen kaum, was in ihrer Nähe gesprochen wurde, und erst als die Musik verstummt war, ließ der Klang ihres Familiennamens, der da irgendwo in der Nachbarschaft laut geworden war, ihre Theilnahme für die Vorgänge in ihrer Umgebung wieder etwas rege werden.

Mehrere Offiziere und ein Herr in bürgerlicher Kleidung hatten sich da, drei oder vier Schritte von ihr entfernt, zu einer kleinen Gruppe vereinigt, und sie führten ihre Unterhaltung so laut, daß Marie gezwungen war, von dem Gegenstand derselben Kenntniß zu nehmen, wenn sie nicht ihren Platz verlassen wollte.

„Wenn er ein Schwindler ist, so ist er doch wenigstens als solcher ein Genie,“ sagte der Herr in Civil. „Sein Aufenthalt in Berlin zählt erst nach Wochen, und er hat heute schon eine Mundschacht, die ihn in wenig Jahren zu einem reichlichen Manne gemacht haben wird. Vor drei Tagen traf ich in seinem Wartezimmer die beiden Gräfinnen Kosadini und den Fürsten Hardegg, gestern vormittag aber sah ich im Vorübergehen sogar einen königlichen Wagen vor seinem Hause halten. Kann man diesem Zahnarzt, der nicht einmal einen Dokortitel hat, danach nicht mit Sicherheit prophezeien, daß er als Millionär und Geheimrath endigen wird?“

Marie wußte, daß von ihrem Bruder die Rede sei, und sie hatte die peinliche Empfindung, als ob sie sich zu der unwürdigen Rolle einer Horcherin hergebe; trotzdem aber zwang sie eine unsichtbare Gewalt, auf ihrem Sessel zu verharren.

„Der Mann hat eben Glück gehabt,“ meinte einer der Offiziere als Erwiderung auf die Worte des ersten Sprechers. „Er hatte von drüben her eine Empfehlung an den amerikanischen Gesandten, und der Zufall wollte, daß er die Tochter desselben innerhalb acht Tagen von einem qualenden Mundübel befreite, an welchem die größten Chirurgen seit einem halben Jahre erfolglos herumkurirt hatten. Ist es da ein Wunder, wenn der Amerikaner und seine Gemahlin überall, wo sie hinkommen, mit dem Brustton der Ueberzeugung das Lob des neuerstandenen Tausendkünstlers singen?“



Die elektrische Beleuchtung der Schlossbrücke in Berlin.
Zeichnung von E. Thiel.

„Aber für einen Schwindler halte ich ihn trotz alledem,“ mischte sich ein anderer schnarrnd ein. „Meine Mama, die seit zwanzig Jahren mit ihrem Hofrath Bauer vollkommen zufrieden gewesen war, hatte natürlich neuerdings auch keine Ruhe mehr, bis sie dem großen Manne ihre kleinen Leiden vorgetragen hatte. Ich mußte sie begleiten, denn Herr Brendendorf behandelt ja als echter Grandseigneur nur in seinem eigenen Hause. — Na, und ich sage Ihnen, meine Herrschaften — ich war einfach daff, als ich mir die Bude dieses Zahnarztes ansah. Echte Gobelins, orientalische Teppiche, Pariser Bronzen, Originalgemälde von Achenbach und Knauts — enfin, fürstlich! — Und dabei tagire ich den ganzen Mann auf etwa dreißig Jahre! — Wenn er schon als Anfänger solche Aufwendungen machen kann, so mag er ja meinetwegen ein Genie von einem Schwindler sein, aber ein Schwindler ist er doch unbedingt.“

Marie von Brendendorf erbehte vor Scham und Zorn. Sie war nahe daran, aufzuspringen und selbst auf die Gefahr hin, sich eines groben Verstoßes gegen die Schicklichkeit schuldig zu machen, die Ehre ihres so schimpflich verdächtigten Bruders zu verteidigen. Da sah sie, daß Engelbert in seiner stolzen männlichen Schönheit und seiner unverwundlichen, strahlenden Heiterkeit an die kleine Gruppe herantrat, und in ihrem Antlitz leuchtete es auf, denn nun war sie ja sicher, daß Wolfgang auf der Stelle die Genugthuung erhalten würde, auf welche er wenigstens im Hause seiner Verwandten nach solchem Angriffe einen gerechten Anspruch hatte.

Sie fürchtete nur, daß man bei Engelberts Annäherung das Thema abbrechen könnte; aber ihre Besorgniß erwies sich rasch als unbegründet.

„Wissen Sie auch, Herr Kamerad,“ wandte sich der letzte Redner lachend an den Dragoner, „daß ich Sie vor ein paar Tagen in unserem Regimentsskafino allen Ernstes gegen einen ganz tollen Verdacht in Schutz nehmen mußte?“

„Da bin ich in der That neugierig,“ meinte Engelbert sorglos, „ich habe zwar manche Sünde auf dem Gewissen und ermangle durchaus des Ruhmes, den ich haben sollte; aber daß man mich unter Kameraden in Schutz nehmen mußte, hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten.“

„Na, der dicke Trend behauptete nicht mehr und nicht weniger, als daß Ihr Namensvetter, der Charlatan von einem Zahnarzt, der neuerdings die ganze Welt von sich reden macht, eben nicht bloß ein Namensvetter, sondern ein ganz naher Verwandter Ihres Hauses sei, der sich nur gegen entsprechende klingende Belohnung dazu verstanden habe, den Abel abzulegen.“

Erschreckt und in ängstlicher Spannung blickte Marie, die glühenden Wangen hinter dem Fächer verbergend, auf ihren Vetter. Engelbert drehte etwas nervös an seinem Schnurrbart; aber auf seinem lächelnden Gesicht lag nicht der leiseste Schatten einer Verlegenheit.

„Ach — sehr gut — wirklich sehr gut!“ erwiderte er mit überzeugender Unbefangenheit. „Bin Ihnen aufrichtig verbunden, Herr Kamerad! — Habe auch schon von dem Menschen reden hören! — Also ein Charlatan ist er? — Und das ist ganz gewiß?“

Als hätte man ihr hinterwärts einen Peitschenhieb versezt, sprang Marie auf. Sie wollte und durfte nichts weiter hören. Aber als sie sich hastig zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf Lothar, der in demselben Augenblick aus einer Fensternische hervorgetreten war. Seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen und eine tiefe Falte lag zwischen ihnen. Es war kein Zweifel, daß er geradeswegs auf die kleine plaudernde Gruppe zuschreiten wollte. Mehr einer Eingebung der Herzensangst als einem klarbewußten Gedanken folgend, trat ihm Marie hindernd entgegen.

„Lothar!“ sagte sie leise und bittend, „was willst Du thun?“

Er hatte ihre Nähe offenbar nicht geahnt, und es war ihm anzusehen, wie er bei ihrem unerwarteten Anblick erschraf.

„Du bist hier, Marie? — Und Du hast gehört —?“

„Daß man meinen Bruder verleumdete und verleugnete, ja! Ich mußte es wohl schweigend anhören, denn ich bin ein Mädchen! Aber Du, Lothar, was willst Du thun?“

„Was meine Pflicht ist! Ich werde die Verleumder Lügen strafen.“

„Auch Deinen eigenen Bruder, Lothar?“

„Auch ihn!“ erwiderte er ohne Zögern, und es war ein Ausdruck von Strenge auf seinem Gesicht, welcher ihr Furcht einflößte. „Soll ich mich zum Helfershelfer einer Erbärmlichkeit machen, nur weil es mein Bruder ist, von dem sie ausgeht?“

Marie warf einen raschen, scheuen Blick nach der kleinen Gruppe hinüber. Nein, wenn man so rosig und heiter aussehend, so liebenswürdig lächeln konnte, wie es Engelbert in diesem Augenblick that, dann konnte man unmöglich mit Absicht und Bewußtsein eine Erbärmlichkeit begangen haben. Trotz ihrer heftigen Erregung eine gelassene Miene erzwingend, legte Marie ihre Hand auf den Arm Lothars.

„Komm!“ sagte sie. „Hühre mich in den Speisesaal! — Es ist hier so unerträglich heiß!“

Er rührte sich nicht von der Stelle, und er sah sie mit einem Ausdruck an, vor dem sie wider ihren Willen die Augen niederschlagen mußte.

„Du hast also den Wunsch, daß das, was soeben dort gesprochen wurde, ohne Berichtigung bleibe?“ fragte er mit tiefem Ernst.

„Ich will jedenfalls nicht, daß es zum Anlaß eines ernstlichen Zwistes zwischen Dir und Deinem Bruder werde. Eine öffentliche Beschämung wie diese könnte Engelbert Dir niemals vergeben.“

Um die Mundwinkel Lothars zuckte rasch verschwindend ein bitteres Lächeln.

„In Deiner Sorge um die Anwesenden vergiffest Du, was wir dem Abwesenden schuldig sind. Oder möchtest Du Deinem Bruder wirklich eine unbediente Beschimpfung widerfahren lassen, nur um Deinem Vetter eine wohlverdiente Beschämung zu ersparen?“

Trotzig hob Marie das Köpfchen. Das war wieder der hoffmeiternde Ton, den sie nicht ertragen konnte — nicht ertragen wollte, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil er sie jedesmal so nachdrücklich empfinden ließ, daß sie im Unrecht sei.

„Und wenn es so wäre — welche Pflicht geböte Dir, weniger nachsichtig zu sein als ich? Ich weiß, daß Wolfgang höchstens ein mitleidiges Lächeln für das Gerede dieser männlichen Klatschbasen haben würde, und daß ihm nichts weniger erwünscht sein kann als ein öffentliches Vergerniß um seinetwillen.“

„Es ist möglich, daß er nach solchen Erwägungen handeln würde, wenn er hier wäre; aber er ist nicht hier, und als sein Freund habe ich kein Recht, anderen Geboten zu folgen als denen der Kameradschaft und der Ehre.“

„Auch auf die Gefahr hin, Dich selber einem recht häßlichen Verdacht auszusetzen?“

„Einem häßlichen Verdacht — ich?“ fragte er in offenem Erstaunen.

„Ja, denn es giebt sicherlich viele, die der Meinung sind, daß ein Bruder den anderen niemals ohne zwingendste Noth und auch dann nicht anders als unter vier Augen demüthigen soll — es giebt sicherlich auch viele, die nach einem solchen Austritt überzeugt sein würden, Du habest längst einen verborgenen Groll gegen Deinen Bruder gehegt und nur auf die Gelegenheit gewartet, ihm mit der Miene des unbestechlichen Wiedermannes den empfindlichsten Schlag zu verlegen.“

„Und diese Ueberzeugung — auch Du würdest sie theilen, Marie?“

Sie antwortete ihm nicht, und nachdem er vielleicht eine halbe Minute lang vergebens auf ihre Erwiderung gewartet hatte, sagte er in einem ganz veränderten, höflich fremden Ton:

„Wünschst Du noch jetzt, daß ich Dich in einen kühleren Raum geleite?“

Bewirrt und unschlüssig blickte sie zu ihm auf; aber da er ihr nun mit einer Verbeugung seinen Arm bot, legte sie die Hand hinein und verließ an seiner Seite den Saal. Sie hatte ihr Ziel erreicht; aber es war gewiß nicht Genugthuung, was sie darüber empfand. Die Wirkung ihrer Worte bedrückte und beunruhigte sie, und nur zu gerne hätte sie jetzt die Antwort nachgeholt, welche sie ihm vorhin schuldig geblieben war. Aber sein Schweigen und seine ernste, verschlossene Miene raubten ihr den Muth dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Electricitätswerke.

Von Gustav Schubert. Mit Zeichnungen von E. Thiel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Das Neue bringt herein mit Macht.“
(Schiller, „Tell“.)



inen Aufschwung, wie er auf keinem Gebiete menschlichen Schaffens und Ringens beobachtet werden kann, hat während des letzten Jahrzehntes die Anwendung der Electricität genommen, jener wunderbaren Naturkraft, in deren Zeichen unsere Zeit steht. Wohl ist die Electricität selbst keine neue Entdeckung. Als älteste bekannte

Quelle derselben darf die Reibung gelten; über die Eigenschaften geriebenen Bernsteins (Elektron) schrieb schon der griechische Philosoph Thales von Milet um das Jahr 500 v. Chr., und später wurde die geheimnißvolle Kraft auch an dem Glase nachgewiesen, welche Entdeckung wieder zur Unterscheidung der Harz- (negativen) und Glas- (positiven) Electricität führte. Angeregt durch die oft geschilderten Froschschenkelversuche des Italieners Galvani (1789), entdeckte Volta (1800) die Kontakt- oder Berührung- Electricität, welche sich auf die durch gegenseitige Berührung zweier verschiedener Metalle, bez. Metalle und Flüssigkeiten, hervorgerufene chemische Wirkung gründet und in den der Telegraphie und Galvanoplastik dienenden Batterien zu höchster Leistungsfähigkeit gelangt. — Hiermit schien die Ausbeutung dieser Naturkraft auf lange Zeit abgeschlossen zu sein. Da wurde 1866 fast gleichzeitig von zwei Gelehrten, Wilhelm Siemens in Berlin und Wheatstone in London, noch ein anderes Mittel der Electricitätserzeugung, ein wirklich unererschöpflicher Brunnen, aufgefunden, die dynamo-elektrische Maschine, das ist eine Maschine, welche mechanische Kraft (Dampf, Wasser, Wind etc.) in Electricität umsetzt. Sie ist mit Recht die „Königin“ aller Maschinen genannt worden und hat schon, obgleich sie erst am Anfange ihres Triumphzuges und ihrer völkerbeglückenden Wirksamkeit steht, unermeßlichen Segen verbreitet.

Ueber der Eingangspforte der Centralstation der Berliner Electricitätswerke in der Markgrafenstraße, in welche wir unsere Leser einzutreten bitten, mußte das Dichterwort stehen:

„Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.“

Aus den Maschinenräumen tönt uns dumpfes Rollen und Summen entgegen. Hier arbeiten in dem größten bis

jetzt für diese Zwecke verwendeten Maßstabe neun Kessel mit je 180 bez. 200 Quadratmeter Heizfläche; der dadurch erzeugte Dampf treibt mit 3200 Pferdekraften die Dynamomaschinen. Bei jeder derselben (vergl. die Abbildung S. 380) spielt sich folgender Vorgang ab: zehn feststehende, wie die Speichen eines Rades gestellte, dicke Eisenstäbe, sogenannte „magnetische Schenkel“, werden von einem Eisenring, auf welchem sich eine eng gewundene Kupferleitung (Spirale) befindet, mit großer Geschwindigkeit (80 bis 100 Umdrehungen in der Minute) umkreist. Die dadurch in den Kupferbräufen, sachgemäß „Anker“ genannt, erzeugte Electricität wird mittels sinnreicher Vorrichtungen, sogenannter „Bürsten“, aufgefangen und durch Kabel weiter geleitet. Gleich dem Wasser, das von einem Sammelpunkte aus in Röhren nach allen Seiten vertheilt wird, strömt die Electricität von der Centralstation durch weitverweigte Kabelnetze nach den Orten ihrer Bestimmung; da der elektrische Strom aber stets einen Kreislauf beschreift, so kehrt er nach verrichteter Arbeit in geschwächtem Zustand durch eine zweite Leitung an den Ausgangspunkt zurück.

Ein sehr wichtiger Theil der Anlage ist der Schaltapparat mit dem Schaltbrett, denn von hier aus läßt sich die Regelung des Stromes bewerkstelligen und nach Wunsch und Bedürfnis eine einzelne Leitung ein- oder ausschalten; die angebrachten Meßapparate ermöglichen dabei eine genaue Feststellung der Spannungshöhe in den Haupttheilen der Leitung, während andere sinnreiche Vorrichtungen die Isolation prüfen und den Betrieb nach allen Seiten hin kontrollieren. Sollte der kaum denkbare Fall eintreten, daß alle diese Vorrichtungen und Apparate versagten, so würde durch ein selbstthätiges Verschmelzen einer Bleiverbindung die Leitung augenblicklich unterbrochen und die etwa überschäumende Naturkraft sofort in Fesseln gelegt werden.

Von großer Bedeutung ist die Frage: welche Gefahren sind mit der Anwendung der Electricität verknüpft?

Man hat zum Messen der bewegenden elektrischen Kraft als Einheit das „Volt“ (Abkürzung für Volta) angenommen. Ströme von einer geringen Anzahl Volt, etwa 40 bis 100, sind dem menschlichen Organismus unschädlich, hochgespannte Ströme dagegen, von 5000 bis 10 000 Volt, wie sie in Amerika zur Verwendung kommen, erweisen sich nach den dort gemachten Erfahrungen für Menschen und Thiere todbringend. In der Technik herrscht nun das Bestreben vor, mit starken Strömen zu arbeiten, und zwar aus verschiedenen Gründen, als deren hauptsächlichster die billige Herstellung der Anlagen zu nennen ist. Die Sachlage läßt sich durch folgendes Beispiel annähernd veranschaulichen: Ein Wasserstrom wird mit einem gewissen Druck durch ein Rohr von 10 Centimetern Durchmesser gepreßt, um, am Ziele angekommen, das Triebrad einer Maschine zu bewegen. Dieselbe Arbeit würde geleistet, wenn das Wasser mit doppeltem Druck durch ein Rohr von 5 Centimeter Weite getrieben würde, in letzterem Falle erfordert aber die Anlage natürlich weniger Kosten. Ähnlich verhält es sich bei der Bewegung durch



Herstellung der Dynamomaschinen.

Elektricität. Ein elektrischer Strom von 1000 Volt braucht einen verhältnismäßig dünneren Draht als ein solcher von 100 Volt, und kleinere Elektrizitätsmenge müßte durch eine entsprechend stärkere und didere Leitung fließen, um dieselbe Arbeit wie jener Strom von 1000 Volt zu leisten.

Die Berliner Elektrizitätswerke arbeiten im Gegensatz zu den New-Yorker Anlagen mit niedrigen Spannungen (100 bis 140 Volt); sie machen infolgedessen theurere Anlagen notwendig, gewähren aber den vom menschlichen Standpunkte aus hoch zu veranschlagenden Vortheil, daß sie Gesundheit und Leben nicht gefährden können.

Elektrische Kabel erfordern eine mit peinlicher Sorgfalt durchgeführte und bewachte Isolirung, welche wie bekannt durch Umhüllung der Leitungsdrähte mit harzgetränkten Stoffen, Porzellanträger u. s. f. erzielt wird; eine solche Isolirung verhindert Stromverluste und macht jede schädliche oder unerwünschte Einwirkung des Stromes unmöglich. Bei tadelloser Isolirung ist auch Feuergefahr ausgeschlossen, und jener Unglücksfall im Berliner Opernhaus, wo das mit Metallsäden durchwobene Gewand einer Tänzerin durch einen elektrischen Funken in Brand gesetzt wurde, ist nur auf eine zufällige Beschädigung der Drahtumhüllung zurückzuführen. Neuerdings leitet man den Strom durch Kupferdrähte, die unter dem Straßensplaster oder den Bürgersteigen (vergl. die Abbildung Seite 381) in eigens dazu angefertigten Cementkästen oder Eisenröhren liegen.

Mit der Dynamomaschine ist der Ruf: „Mehr Licht!“ vollständig verstummt, denn mit ihr blühte in den meisten Kulturländern jenes herrliche Licht auf, das unsere Bewunderung stets von neuem wachruft. Keine andere irdische Lichtquelle kann mit den elektrischen Strahlen wetteifern.

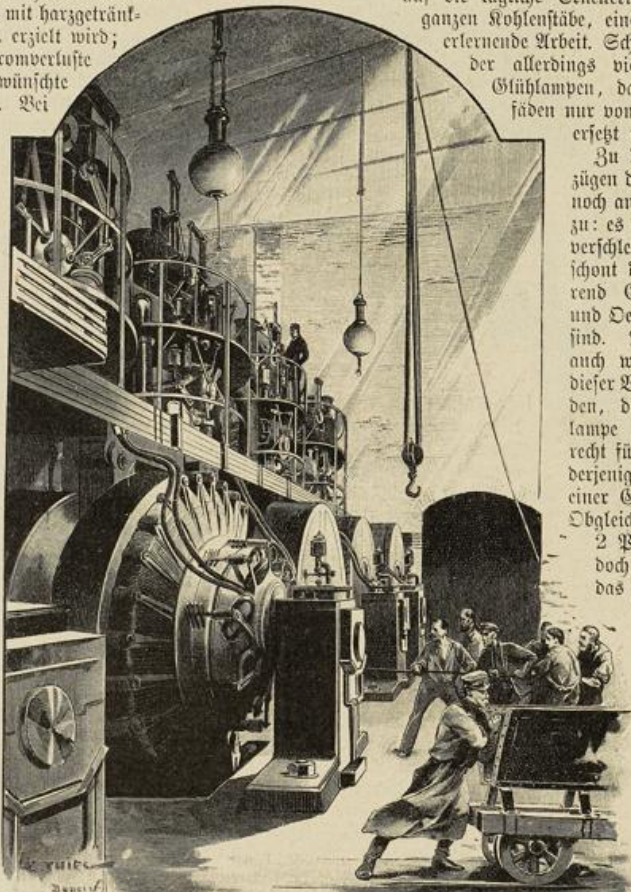
In der deutschen Hauptstadt, welche der berühmte amerikanische Elektriker Edison bei seinem Besuche im vorigen Jahre die „am besten beleuchtete Stadt“ nannte, kommen zwei elektrische Beleuchtungsarten zur Anwendung: die nach dem Beispiele Edisons hergestellte Glühlampe und die Vogenlampe. Die Glühlampe besteht aus einer luftleeren Glasgugel, in welcher sich ein dünner gewundener Kohlenfaden befindet. Der elektrische Strom drängt sich, einen großen Widerstand überwindend, mit verstärkter Gewalt hindurch und versetzt den Faden in glühenden Zustand. Das hierdurch erzeugte Licht hat eine goldene, wohlthuende Färbung, es ist milde, gleichmäßig und erfüllt seinen Beruf überall da, wo dem Auge die Aufgabe gestellt wird, scharf zu sehen und zu unterscheiden. Deshalb hat sich das Glühlicht in Schreibstuben, Lesezimmern, am Familientische und in Räumen, wo feinere technische Arbeiten angefertigt werden, schnell eingebürgert und beliebt gemacht.

Da die Edisonlampen in jeder Stellung gleichmäßig wirken, so erblicken wir sie in den mannigfachen künstlerisch ersonnenen Formen als Blüten, Früchte, Kelche, Guirlanden, Bouquets u., dem Auge stets Entzücken, Behagen und Freude berekend. Daß sich die Theater solche Wirkungen nicht entgehen lassen, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Eine andere Beleuchtungsart hat unser Künstler durch die Zeichnung der Berliner Schloßbrücke veranschaulicht. Welch ein Fortschritt von der ältlichen, traurig flackernden Straßen-

laterne bis zu der sonnenhaften Klarheit der Vogensichtlampen! Bei diesen wird der elektrische Strom durch zwei senkrecht übereinander stehende, sich fast berührende Kohlenstäbe geführt; die Luftschicht zwischen den Spitzen setzt dem Durchgang großen Widerstand entgegen, sodaß der Strom unter starker Wärmeentwicklung einen Vogen bildet und die Enden der Leiter in weißglühenden Zustand versetzt. Dieses sonnengleiche Licht eignet sich vortreflich zur Beleuchtung von Plätzen, Straßen, Brücken, Hafenanlagen, Fabriksälen, Unterrichtsräumen, Theatern, Bahnhofen, Markthallen, Schlachthöfen u. Einem besonderen Vortheil gewährt es dadurch, daß es alle Farben unverändert wie bei Tageslicht erscheinen läßt. Die Pflege dieser Lampen beschränkt sich auf die tägliche Erneuerung der Spitzen, bez. der ganzen Kohlenstäbe, eine von jedermann leicht zu erlernende Arbeit. Schwieriger ist die Behandlung der allerdings viele Monate ausdauernden Glühlampen, da die verbrauchten Kohlenfäden nur von technisch geschulten Kräften ersetzt werden können.

Zu den schon geschätzten Vorzügen des elektrischen Lichtes treten noch andere wichtige Umstände hinzu: es entwickelt keine Kohlenäure, verschlechtert nicht die Luft und schon die Athmungsorgane, während Gas, Kerzen, Petroleum- und Oellampen lästig und schädlich sind. Das elektrische Licht erzeugt auch weniger Wärme, doch darf dieser Vorzug nicht überschätzt werden, denn die von der Edisonlampe ausströmende Wärme ist recht fühlbar, wenn sie auch hinter derjenigen zurückbleibt, welche von einer Gasflamme verbreitet wird. Obgleich die letztere stündlich nur 2 Pfennig kostet, so wird sie doch von dem elektrischen Licht, das jetzt mit etwa 3 1/2 Pfennig



Bei den Dynamomaschinen.

Gesamtleistung von 8000 Pferdekraften; durch ein über den Haupttheil der Stadt verbreitetes Leitungsnetz von etwa 150 Kilometern Länge werden jetzt schon 90 000 Lampen, jede zu 16 Kerzen, gespeist.

Einreich ist die Vorrichtung für die Verbrauchsberechnung. In der Wohnung eines jeden Abnehmers sind nämlich zwei durch Gewichte getriebene Uhren aufgestellt, von denen nur eine mit der Leitung in Verbindung steht; der Gang dieses Werkes wird nun durch elektromagnetische Anziehung während der Arbeitsleistung aufgehoben und verlangsamt, so daß sich später aus dem Unterschied der Zeigerstellung beider Uhren die verbrauchte Elektrizitätsmenge berechnen läßt.

Den mächtig aufstrebenden Berliner Elektrizitätswerken ist die Lösung großer Aufgaben vorbehalten, denn wir stehen erst am Anfang einer neuen Zeit, und ein Blick in die Zukunft scheint uns eine Märchenwelt zu öffnen. Läßt sich doch der an seinem Ziel angekommene Strom nicht allein in Licht, sondern auch in Bewegung umsetzen, so daß damit der Menschheit eine

neue unverflegliche Kraftquelle erschlossen ist! Bei der Kraftübertragung, einem wichtigen Zweige der Elektrizitätsverwendung, wird durch den Strom eine sogenannte sekundäre Dynamomaschine, ein Elektromotor, in Drehung versetzt und als Arbeitskraft verwendet. Die Vorteile und Bequemlichkeiten, welche diese bietet, haben ihr bereits in vielen amerikanischen Städten eine weite Verbreitung im häuslichen und gewerblichen Leben verschafft. Die Maschine, welche keine behördliche Genehmigung, sehr geringen Raum, eine geringe Fundierung und keine Rohrleitung erfordert, deren Betrieb keine Gefahr und Belästigung verursacht, die sich jederzeit von jedem Orte aus augenblicklich in oder außer Thätigkeit setzen läßt, wird in Wohnhäusern und Wirtschaftsräumen zum Betriebe von Aufzügen, Nähmaschinen, Ventilatoren, Pumpen, Bringmaschinen, Eismaschinen, Drehbänken, Bohrmaschinen, Blasbälgen, Schleifsteinen, Drucker- und Lithographenpressen, überhaupt zu allen Vorrichtungen, welche einer bewegenden Kraft bedürfen, werthvolle Verwendung finden.

Die Einführung elektrischer Eisenbahnen, deren Schienenwege sich jenseit des Decans täglich weiter ausbreiten, ist für Berlin nur eine Frage der Zeit; die neue Maschine schon das Straßenpflaster, ist sparsam, beansprucht wenig Raum, troßt allen Einflüssen der Jahreszeiten, arbeitet geräuschlos und verbraucht vom Augenblicke des Stillstandes an keine Kraft mehr. Die elektrische Eisenbahn scheint daher berufen, mit der Zeit allen anderen Verkehrsmitteln den Rang abzulaufen.

Die Wirkung der Elektrizität auf Metalle und Flüssigkeiten eröffnet der Elektrotechnik und der Chemie ein unabsehbares Arbeitsfeld, Bleicherei und Färberei finden in dem elektrischen Strom einen mächtigen Förderer, Häute lassen sich in kurzer Zeit mit Hilfe der Elektrizität gerben; die für die Großstadt so verhängnisvollen Abwässer können durch den elektrischen Strom zerlegt und geflärt

werden. Jene wunderbare Kunst, die Galvanoplastik, welche die Aufgabe hat, Gegenstände mit einer dünnen Kupfer-, Silber-, Gold- oder anderen Metallschicht zu überziehen, wird zu erhöhter Thätigkeit angeregt.

Dem Jahrtausende alten Verfahren der Metallgewinnung durch Feuer erwächst in der Elektrizität ein mächtiger Gegner, fast mühelos werden jetzt damit Metalle aus Erzen und Salzen geschieden oder behufs chemischer Untersuchung in ihre Bestandtheile zerlegt. Hochwichtig ist das von Thomson erfundene elektrische Schweißverfahren: man befestigt die zu schweißenden Metallstücke aneinander, leitet den Strom durch die Berührungstellen, dieser erzeugt starke Glühhitze, ein Hebeldruck, und die beiden Stücke sind zu einem Ganzen verbunden. Das Verfahren eignet sich vorzüglich zur Herstellung von Kesseln ohne Naht, wodurch der Eisentechnik ein unschätzbarer Vortheil gewonnen und die Sicherheit des Dampfbetriebes erhöht wird. Durch seine überall hinzuführende Leuchtkraft, Wärmeentwicklung und wunderbare Einwirkung auf Nerven, Muskeln etc. stellt sich der dynamoelektrische Strom in den Dienst der medizinischen Wissenschaft. Nadrungen, Zeichnungen etc. lassen sich mittels der Elektrizität leicht und billig vervielfältigen, wodurch der Verbreitung veredelnden Kunstsinnes kräftig Vorschub geleistet wird.

Jenes „Metall der Zukunft“, das Aluminium, bewirkt in seinen nur durch den elektrischen Strom er-

möglichten Verbindungen mit unedlen Metallen wahre Wunder, und fast möchte man sagen, der bisher vergeblich gesuchte Stein der Weisen sei in der Dynamoelektrizität gefunden, denn durch das geheimnißvolle Schaffen dieser Naturkraft entstehen Rubin und Korund.

„Das Neue dringt herein mit Macht!“

Ueberwältigt von diesem Gefühl verlassen wir die Berliner Elektrizitätswerke; wir sehen in ihnen den vorgeschobenen Posten einer neuen Zeit.



Kabellegung in einer Straße Berlins.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Dich einmal getränkt, Marietta,“ sagte Regine halblaut, „und habe Dir damals wohl auch unrecht gethan; aber dafür hast Du mir meinen Jungen genommen, der bis dahin nichts anderes kannte und liebte als seine Mutter, und der nun nichts anderes kennt und liebt als Dich — ich glaube, wir sind quitt.“

XXXVIII. Nr. 23.

„O, Billy liebt seine Mutter nicht weniger als früher!“ versicherte Marietta eifrig. „Ich weiß es am besten, wie er unter der Trennung gelitten hat.“

„So? Nun, dann werden wir uns wohl vertragen müssen um feinetwillen!“ versetzte Regine mit einem Versuch, zu scherzen,

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

der aber nicht recht gelang. „Wir werden uns in der nächsten Zeit recht schafften ängstigen um ihn, wenn wir ihn draußen im Felde wissen — da wird es Sorge und Kummer genug geben. Was meinst Du, Kind? Ich glaube, wir tragen es leichter, wenn wir uns zusammen ängstigen.“

Sie breitete die Arme aus, und in der nächsten Sekunde lag Marietta schluchzend an ihrer Brust. Auch in dem Auge der Mutter schimmerte eine Thräne, als sie sich niederbeugte, um die künftige Tochter zu küssen, dann aber sagte sie in dem alten befehlshaberischen Tone:

„Geweint wird nicht! Kopf in die Höh', Marietta, eine Soldatenbraut muß tapfer sein, merke Dir das!“

„Eine Soldatenfrau,“ verbesserte Willibald, der mit leuchtenden Augen dabei stand. „Wir sind soeben übereingekommen, uns noch vor dem Ausmarsch trauen zu lassen.“

„Nun, dann gehört Marietta aber von rechts wegen nach Burgsdorf,“ erklärte Regine, die sich kaum überrascht zeigte und der Entschluß ganz in der Ordnung zu finden schien. „Keine Einwendung, Kind! Die junge Frau von Eschenhagen hat in Waldhofen nichts mehr zu suchen, außer wenn sie bei ihrem Großvater zum Besuch ist. Oder fürchtest Du Dich vielleicht vor der grimmigen Schwiegermutter? Nun, ich meine, Du hast an dem da“ — sie wies auf ihren Sohn — „einen hinreichenden Schutz, selbst wenn er nicht zu Hause ist. Er wäre imstande, seiner eigenen leiblichen Mutter den Krieg zu erklären, wenn sie seine kleine Frau daheim nicht auf Händen getragen hat.“

„Das wird sie thun, ich weiß es!“ fiel Willy ein. „Wenn meine Mutter erst einmal ihr Herz öffnet, dann thut sie es auch recht!“

„Ja, jetzt kannst Du schmeicheln,“ sagte Frau Regine mit einem strafenden Blick. „Also Du kommst mit nach Deiner künftigen Heimath, Marietta. Um die Wirthschaft brauchst Du Dich nicht zu kümmern, das ist meine Sache, solch ein kleines Ding kann ja überhaupt nichts angreifen in der Landwirtschaft, und ich leide es auch nicht, daß mir jemand dreinredet, so lange ich in Burgsdorf bin. Wenn ich wieder fortgehe, ist das eine andere Sache; aber ich sehe es schon kommen, daß der Willy Dich Dein lebelang wie eine Prinzessin halten wird. — Meinetwegen, wenn er nur heil und gesund zurückkommt!“

Sie streckte jetzt auch ihrem Sohne die Hände entgegen, und die beiden hatten sich vielleicht noch nie so warm und herzlich umarmt wie heute.

Als sie eine Viertelstunde später alle drei in das Haus traten, trafen sie dort mit dem Oberforstmeister zusammen, der förmlich zurückprallte beim Anblick seiner Schwägerin. Regine weidete sich rechtlich an seiner Ueberraschung.

„Nun, Moriz, bin ich noch die Unvernunft und der Starrsinn in höchst eigener Person?“ fragte sie, ihm die Hand bietend; aber Schönau, der den vor acht Tagen erhaltenen Korb noch nicht verwunden hatte, hielt die feingige zurück und brummte nur etwas Unverständliches, aus dem man ungefähr entnehmen konnte, es habe ziemlich lange gedauert, bis die Vernunft zum Durchbruch gekommen sei. Dann wandte er sich an das junge Paar.

„Also nun soll schleunigst drauf los geheirathet werden? Doktor Volkmar, dem ich begegnete, sagte es mir soeben, und da kam ich her, um mich als Brautführer anzubieten. Das ist nun wohl nicht mehr nöthig, da die Frau Mutter zur Stelle ist.“

„O, Du bist uns deshalb ebenso herzlich willkommen, Onkel!“ rief Willibald.

„Nun ja, so als Nebenperson bei einer Hochzeit kann ich allenfalls noch verwendet werden,“ grollte der Oberforstmeister mit einem anzüglichen Blick auf seine Schwägerin. „Also eine Heirath vor der Trommel! Das muß man sagen, Willy, Du bist aus Deinem nüchternen Burgsdorf mit Siebenmeilenstiefeln hineingewandert in die Romantik, und Dir gerade hätte ich das am wenigsten zugetraut. Uebrigens ist meine Toni jetzt auch ganz verfallen auf das Romantische; sie und Waldorf hätten nicht übel Lust gehabt, auch so mit Dampf zu heirathen vor dem Abmarsch; aber das habe ich mir verboten, denn bei uns liegen die Verhältnisse ganz anders, und ich habe keine Lust, jetzt schon einsam dazuliegen wie ein Kanarienvogel.“

Er blickte wieder mit grimmigem Ausdruck zu Frau von Eschenhagen hinüber; aber diese trat jetzt zu ihm und sagte herzlich:

„Grolle nicht, Moriz, wir haben uns ja noch immer wieder vertragen, wir wollen auch diesmal den Streit vergessen. Du

siehst wenigstens, daß ich auch einmal Ja sagen kann, wenn ich sehe, daß das ganze Glück meines Jungen daran hängt.“

Der Oberforstmeister befaß sich noch einen Augenblick, dann aber ergriff er die aufs neue dargebotene Hand und drückte sie herzlich.

„Das sehe ich,“ bestätigte er. „Und nun gewöhnst Du Dir vielleicht das verwünschte Reinfagen ganz ab, Regine — auch in einem anderen Punkte!“

Zu dem Adelsbergischen Palais, im Arbeitszimmer des Fürsten, stand der Schlossverwalter von Rodock, der nach der Stadt berufen war, um vor der Abreise seines jungen Herrn noch verschiedene Befehle und Weisungen entgegenzunehmen. Egon, der bereits die Uniform seines Regiments trug, hatte noch mündlich allerlei Anordnungen getroffen und entließ jetzt den Alten.

„Und nun halte mir das alte Waldnest brav in Ordnung wie bisher,“ schloß er. „Es ist möglich, daß ich noch einmal auf einige Stunden nach Rodock komme, ich glaube es aber kaum, denn der Befehl zum Abmarsch kann jeden Tag erfolgen. Wie gefalle ich Dir denn eigentlich als Soldat?“

Er stand auf und richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor, die schlanke, jugendliche Gestalt sah in der Lientenantsuniform vortrefflich aus, und Städinger musterte sie mit bewundernden Blicken.

„Ganz prächtig!“ versicherte er. „Es ist eigentlich schade, daß Durchlaucht nicht von Berufs wegen Soldat sind!“

„Meinst Du? Nun, trotzdem bin ich doch jetzt mit Leib und Seele dabei! Der Dienst im Felde wird freilich hart sein, und ich werde mich erst daran gewöhnen müssen; aber es schadet nichts, wenn man sich auch einmal im Bann einer strengen Pflicht weiß.“

„Nein, Durchlaucht, bei Ihnen schadet das nun schon gar nichts,“ meinte Städinger mit seiner entseßlichen Aufrichtigkeit.

„Wenn Durchlaucht so jahrelang im Orient herumziehen mit einer großen Seeschlange und einer ganzen Herde von Eselanten, oder wenn Sie in Ostende dem allerhöchsten Hof durchgehen, weil Sie durchaus nicht heirathen wollen, dabei kommt doch nichts weiter heraus als —“

„Als Dummheiten!“ ergänzte der junge Fürst verständnißvoll. „Städinger, eines werde ich im Felde schwer vermissen — Deine unendliche Grobheit! Du willst mir noch eine letzte Moralpredigt halten, ich sehe es an Deinem Gesicht, erspare mir das und grüße mir lieber die Feuz, wenn Du heimkommst. Sie ist doch jetzt in Rodock?“

„Ja, Durchlaucht, jetzt ist sie da!“ erklärte der Alte mit scharfer Betonung.

„Natürlich, weil ich nach Frankreich marschiere! Aber gib Dich nur zufrieden, ich werde als ein wahres Muster von Vernunft und Tugend zurückkommen, und dann — dann heirathe ich auch.“

„Wirklich?“ rief Städinger freudig überrascht. „Wie wird sich der allerhöchste Hof freuen!“

„Es kommt darauf an!“ spottete Egon. „Möglicherweise jage ich den allerhöchsten Hof in Entsetzen mit meiner Verlobung und ziehe meiner allergnädigsten Tante Sophie Krämpfe damit zu. Sieh nicht so dumm drein, Städinger, Du begreifst das doch nicht; aber ich erlaube Dir ausdrücklich, Dir während des ganzen Feldzuges den Kopf darüber zu zerbrechen. Doch nun geh', und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten — bewahre Deinem Herrn ein gutes Andenken!“

Städinger legte sein Gesicht in die allgerimmigsten Falten, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen, aber das gelang ihm nicht.

„Wie können Durchlaucht nur so reden!“ brummte er. „Soll ich alter Mann etwa allein auf der Welt bleiben und Sie nicht mehr sehen, so jung, so schön und so lebenslustig? Das überlebte ich nicht!“

„Und ich habe Dich doch recht schafften geärgert, mein alter Waldgeist!“ sagte der junge Fürst, ihm die Hand reichend. „Aber Du hast recht, man muß an den Sieg und nicht an den Tod denken, und wenn beide zusammenkommen, dann ist das Sterben auch nicht schwer.“

Der Alte beugte sich auf die Hand seines Herrn nieder und eine Thräne fiel darauf.

„Ich wollte, ich könnte mit!“ sagte er halblaut.

„Das glaube ich,“ lachte Egon, „und Du würdest Dich gar nicht schlecht ausnehmen als Soldat trotz Deiner eisgrauen Haare. Aber jetzt haben wir Jungen anzutreten und Ihr Alten bleibt zu Haus. Leb' wohl, Stadinger!“ — er schüttelte ihm herzlich die Hand — „ich glaube gar, Du weinst? Du solltest Dich schämen! Fort mit den Thränen und den träuben Ahnungen! Du wirst mir noch manchmal den Text lesen.“

„Das gebe Gott!“ seufzte Peter Stadinger aus Herzensgrunde. Er blickte noch einmal mit nassen Augen in das jugendliche, lebensprühende Antlitz, das ihm so heiter und siegesgewiß zulächelte; dann ging er mit traurig gesenktem Kopfe. Er fühlte es doch jetzt erst ganz, wie sehr ihm seine junge Durchlaucht ans Herz gewachsen war.

Der Fürst warf einen Blick auf die Uhr. Er mußte zu einem seiner Vorgesetzten, sah aber jetzt, daß fast noch eine Stunde an der bestimmten Zeit fehlte, und so griff er denn nach den Zeitungen und vertiefte sich in die neuesten Depeschen und Berichte.

Da ließ sich ein rascher, lauter Schritt im Nebenzimmer hören; Egon sah erstaunt auf: so pflegten die Diener nicht aufzutreten, und Besuche wurden ja stets gemeldet. Dieser Besuch bedurfte freilich keiner Anmeldung, das wußte die ganze Dienerschaft, ihm sprangen alle Thüren auf im Hause des Fürsten Adelsberg.

„Hartmut! Du bist es!“
Egon stürzte in freudiger Ueberraschung dem Eintretenden entgegen und warf sich an seine Brust.

„Du bist wieder in Deutschland und ich habe keine Ahnung davon? Du Böser, der mich zwei volle Monate lang ohne Nachricht ließ! Kommst Du, um mir Lebenswohl zu sagen?“

Hartmut hatte weder die Begrüßung noch die stürmische Umarmung erwidert, stumm und finster ließ er beides über sich ergehen, und als er endlich sprach, verrieth auch sein Ton nichts von der Freude des Wiedersehens.

„Ich komme geradezu vom Bahnhof. Ich hoffte kaum, Dich noch zu finden, und doch hängt für mich alles daran.“

„Aber weshalb hast Du mir denn nicht Dein Kommen gemeldet? Ich schrieb Dir ja unmittelbar nach der Kriegserklärung! Du warst doch damals noch in Sicilien?“

„Nein, ich reiste ab, als der Krieg unvermeidlich zu werden schien, und habe Deinen Brief nicht mehr erhalten — ich bin seit acht Tagen in Deutschland.“

„Und erst jetzt kommst Du zu mir?“ fragte Egon vorwurfsvoll.

Rojanow beachtete den Vorwurf nicht, sein Auge haftete auf der Uniform des Freundes, und es lag etwas wie verzehrender Neid in diesem Blick.

„Du stehst bereits im Dienst, wie ich sehe,“ sagte er hastig. „Ich beabsichtige gleichfalls, in die deutsche Armee einzutreten.“

Egon mochte alles andere eher erwartet haben als eine solche Eröffnung. In grenzenloser Ueberraschung trat er einen Schritt zurück.

„In die deutsche Armee? Du, der Rumäne?“

„Ja, und deshalb komme ich zu Dir; Du wirst mir den Eintritt ermöglichen!“

„Ich?“ fragte der Fürst, dessen Verwunderung immer höher stieg. „Ich bin ja jetzt nichts weiter als ein junger Offizier! Wenn es Dir wirklich Ernst ist mit diesen seltsamen Vorhaben, mußt Du Dich an eine der zuständigen Kommandostellen wenden.“

„Das habe ich ja bereits gethan an verschiedenen Orten, sogar in Eurem Nachbarstaate habe ich es versucht, aber man will einen Fremden nicht aufnehmen. Man fordert alle möglichen Papiere und Ausweise, die ich nicht besitze, und quält mich mit endlosem Fragen und Forschen, überall tritt mir Argwohn und Mißtrauen entgegen, niemand will meinen Entschluß begreifen.“

„Offen gestanden, Hartmut, ich begreife ihn auch nicht,“ sagte Egon ernst. „Du hast stets eine tiefe Abneigung gegen Deutschland zur Schau getragen, Du bist der Sohn eines Landes, dessen höhere Kreise nur französische Bildung und Sitten kennen, das mit all seinen Neigungen ausschließlich auf seinen Frankreichs steht, da ist das Mißtrauen bei Fremden doch wohl erklärlich. Aber warum wendest Du Dich nicht an den Herzog persönlich, um Deinen Wunsch durchzusetzen? Du weißt, wie sehr er für

den Dichter der ‚Arivana‘ eingenommen ist, es kostet Dich nur eine Audienz, die er Dir jederzeit gewähren wird, und ein Befehl von ihm hebt jede Schwierigkeit und gestattet jede Ausnahme.“

Rojanows Blick sank zu Boden und seine schon so umdüsterte Stirn verfinsterte sich noch mehr, als er erwiderte:

„Ich weiß es, aber gerade dort kann ich nichts erbitten. Der Herzog würde mir dieselbe Frage stellen wie all die andern, ihm darf ich die Antwort nicht schuldig bleiben, und die Wahrheit — kann ich ihm nicht sagen.“

„Auch mir nicht?“ fragte der junge Fürst, indem er zu ihm trat und die Hand auf seine Schulter legte. „Warum bestehst Du so stürmisch auf dem Eintritt in unser Heer? Was suchst Du eigentlich unter den deutschen Fahnen?“

Hartmut strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er dort etwas fortwischen, dann antwortete er schwer und dumpf:

„Die Erlösung — oder den Tod!“

„Du kehrt zurück wie Du gegangen bist, als ein Räthsel!“ sagte Egon kopfschüttelnd. „Damals hast Du mir jede Erklärung verweigert, soll ich auch jetzt Dein Geheimniß nicht erfahren?“

„Schaffe mir die Aufnahme in das Heer und ich sage Dir alles!“ rief Rojanow in feberhafter Erregung. „Gleichviel unter welchen Bedingungen, nur schaffe sie mir! Aber sprich nicht mit dem Herzog, nicht mit einem der Generale, sondern wende Dich an eins der untergeordneten Kommandos. Dein Name, Deine Verwandtschaft mit dem regierenden Hause machen Dein Fürwort mächtig. Man wird dem Fürsten Adelsberg kein Nein zur Antwort geben, wenn er selbst einen Freiwilligen anmeldet.“

„Aber man wird ihm dieselbe Frage stellen wie Dir. Du bist Rumäne —“

„Nein, nein!“ rief Hartmut leidenschaftlich aus. „Wenn ich es Dir denn doch bekennen muß — ich bin ein Deutscher!“

Die Wirkung dieser Erklärung war nicht so groß, als Hartmut gefürchtet haben mochte. Der Fürst sah ihn wohl einen Augenblick lang betroffen an, dann aber entgegnete er:

„Das habe ich bisweilen geahnt. Wer eine ‚Arivana‘ in deutscher Sprache dichten konnte, der verdankt diese Sprache nicht bloß seiner Erziehung, der ist verwachsen mit ihr. Aber Du führst den Namen Rojanow —“

„Den Namen meiner Mutter, die einer rumänischen Bojarenfamilie angehörte. Ich selbst heiße — Hartmut von Falkenried.“

Der eigne Name klang so seltsam fremd in seinem Ohre, er hatte ihn ja seit langen Jahren nicht ausgesprochen, aber auch Egon suchte dabei.

„Falkenried? So hieß ja der preussische Oberst, der damals in geheimer Sendung aus Berlin kam! Stehst Du in irgend einer Beziehung zu ihm?“

„Es ist mein Vater!“

Der junge Fürst blickte mittheilig auf seinen Freund, denn er sah, wie furchtbar schwer diesem das Geständniß wurde. Er fühlte wohl, daß hier ein Familien drama verborgen lag, und zu zartfühlend, um weiter zu forschen, fragte er nur:

„Und Du willst Dich nicht als Sohn Deines Vaters, nicht als einen Falkenried bekennen? Damit stände Dir ja jedes preussische Regiment offen.“

„Nein, damit wäre es mir verschlossen für immer — ich bin vor zehn Jahren aus dem Kadettenhause entflohen.“

„Hartmut!“ Es lag ein Ausdruck des Entsetzens in dem Auf-

„Nun, hältst Du das etwa auch für ein todeswürdiges Verbrechen wie mein Vater? Du freilich bist in der Freiheit aufgewachsen und hast keine Ahnung von dem eisernen Zwange, der in diesen Anstalten herrscht, von der Tyrannei, mit der man unter das Joch eines blinden Gehorsams gebeugt wird. Ich konnte das nicht ertragen, mich drängte es gewaltsam zur Freiheit und zum Licht. Ich bat, ich bestürmte meinen Vater, vergebens, er hielt mich fest an der Kette — da zerriß ich sie und entfloh mit meiner Mutter.“

Er stieß das alles mit einem wilden, verzweiflungsvollen Troste hervor, aber sein Auge haftete beinahe angstvoll auf dem Gesicht seines Zuhörers. Der Vater mit seinen starren Ohren begriffen verdamnte ihn, aber der Freund, der ihn vergötterte, der mit seiner leidenschaftlichen Begeisterung für ihn und seinen Genius alles bewunderte, was er that, der mußte doch die Nothwendigkeit seines Schrittes begreifen. Doch dieser Freund schwieg, und in dem Schweigen lag sein Urtheil.

„Also auch Du, Egon?“ In dem Ton des Fragenden, der minutenlang vergebens auf Antwort geharrt hatte, lag eine tiefe Bitterkeit. „Auch Du, Egon, der mir so oft sagte, daß nichts den Flug eines Dichters hemmen darf, daß er die Bande sprengen muß, die ihn am Boden halten? Das that ich und das hättest Du auch gethan.“

Der junge Fürst richtete sich mit voller Entschiedenheit empor. „Nein, Hartmut, da irrst Du denn doch. Ich wäre vielleicht einer strengen Schule entlaufen — dem Waffendienste nie!“

Da war es wieder, das herbe Wort, das schon einmal der Knabe gehört hatte: „Dem Waffendienste entlaufen!“ Es trieb ihm auch jetzt das Blut in die Stirn.

„Warum wurddest Du nicht Offizier?“ fuhr Egon fort. „Man wird das ja sehr früh in Deiner Heimath! Nach einigen Jahren konntest Du dann den Abschied nehmen, in einem Alter, wo das Leben erst beginnt, dann warst Du frei — mit Ehren!“

Hartmut verstummte: das hatte ihm auch der Vater einst gesagt, aber er wollte eben nicht warten und sich beugen. Die Schranke hinderte ihn und er warf sie einfach nieder, unbekümmert darum, daß er auch Pflicht und Ehre damit niederwarf.

„Du weißt nicht, was damals alles auf mich einstürzte,“ entgegnete er gepreßt. „Meine Mutter — ich will sie nicht anklagen, aber sie ist mein Verhängniß geworden. Der Vater hatte sich schon in meinen Kinderjahren von ihr getrennt, ich hielt sie für todt, da trat sie auf einmal wieder in mein Leben und riß mich an sich, mit ihrer heißen Mutterliebe, mit ihren Verheißungen von Freiheit und Glück. Sie allein hat jenen unseligen Wortbruch verschuldet —“

„Welchen Wortbruch?“ fiel Egon erregt ein. „Hättest Du etwa schon den Eid geleistet?“

„Nein, aber ich hatte meinem Vater das Wort gegeben, zurückzukehren, als er mir eine letzte Unterredung mit der Mutter gestattete —“

„Und statt dessen entflohest Du mit ihr?“

„Ja!“

Die Antwort klang kaum hörbar, und dann folgte eine lange Pause. Der junge Fürst sprach kein Wort, aber in seinem offenen, sonst so sonnigen Antlitz malte sich ein tiefer, bitterer Schmerz, der bitterste seines Lebens, denn in dieser Minute verlor er den so leidenschaftlich geliebten Freund.

Hartmut nahm endlich wieder das Wort, aber er blickte nicht auf dabei.

„Du begreifst es jetzt, warum ich den Eintritt in das Heer um jeden Preis erzwingen will. Jetzt, wo der Krieg ausbricht, kann der Mann sühnen, was der Knabe gefehlt hat. Deshalb verließ ich Sicilien schon auf die ersten bedrohlichen Nachrichten hin und floh wie im Sturme nach Deutschland. Ich hoffte, sofort zu den Waffen eilen zu können, ich ahnte ja nichts von all den Hindernissen und Schwierigkeiten, die man mir bereitet, aber Du kannst sie beseitigen, wenn Du für mich eintrittst.“

„Nein, das kann ich nicht!“ sagte Egon kalt. „Nach dem, was ich soeben erfahren habe, ist das unmöglich!“

Hartmut erbleichte und trat mit einer heftigen Bewegung dicht vor ihn hin.

„Du kannst nicht? Das heißt — Du willst nicht!“

Der Fürst schwieg.

„Egon!“ — es lag ein wildes, stürmisches Flehen in dem Ton —

„Du weißt, ich habe nie eine Bitte an Dich gerichtet, es ist die erste und letzte, aber jetzt bitte, beschwöre ich Dich um diesen Freundschaftsdienst. Es ist die Erlösung von dem Verhängniß, das mich seit jener Stunde verfolgt, die Versöhnung mit meinem Vater, die Versöhnung mit mir selbst — Du mußt mir helfen!“

„Ich kann nicht,“ wiederholte der junge Fürst tiefersinnig. „Die Zurückweisung, die Du erfahren hast, mag Dich schwer treffen, ich glaube es, aber sie ist nur gerecht. Du hast mit Deinem Vaterlande, Deinen Pflichten gebrochen, und das läßt sich nicht so ohne weiteres wieder zusammenknüpfen, wenn man anderen Sinnes geworden ist. Du entflohest dem Waffendienste — Du, der Sohn eines Offiziers — jetzt verachtest der Waffendienst sich Dir und Du mußt es tragen!“

„Und das sagst Du mir so ruhig, so kalt?“ rief Hartmut außer sich. „Siehst Du denn nicht, daß es sich für mich um Leben und Tod handelt? Ich habe meinen Vater wiedergesehen, damals in Nodok, als er an das Sterbebett Wallmodens eilte.

Er hat mich zerschmettert mit seiner Verachtung, mit den furchtbaren Worten, die er mir in das Antlitz schleuderte. Das war es, was mich forttrieb aus Deutschland, was mich ruhelos von Ort zu Ort jagte! Aber seine Worte gingen mit mir und schufen mir das Leben zur Hölle. Ich habe den Kriegstuf wie eine Erlösung begrüßt, ich wollte kämpfen für das Vaterland, das ich einst von mir stieß, und nun schließt sich mir die Thür, die sich allen, allen öffnet. Egon, Du wendest Dich ab? Nun, dann bleibt mir nur noch ein Weg!“

Er wandte sich mit einer jähen, verzweiflungsvollen Bewegung nach dem Tische, wo die Pistolen des Fürsten lagen, aber dieser stürzte auf ihn zu und riß ihn zurück.

„Hartmut! Bist Du wahnsinnig?“

„Vielleicht werde ich es noch! Ihr foltert mich ja alle bis zum Wahnsinn!“

Es lag eine grenzenlose Verzweiflung in den Worten. Auch Egon war bleich geworden und seine Stimme bebte, als er sagte: „Ehe es dahin kommen soll — ich werde versuchen, Dir Aufnahme bei einem Regimente zu verschaffen!“

„Endlich! Ich danke Dir!“

„Versprechen kann ich Dir allerdings nichts, denn der Herzog muß jetzt gänzlich aus dem Spiel bleiben, da er nichts erfahren darf. Er geht auch morgen schon nach dem Kriegsschauplatz ab. Vermuthet er später, daß Du in seiner Armee dienst, so find wir mitten im Sturm des Krieges, und einer vollendeten Thatsache gegenüber fragt man nicht so eingehend nach dem Wie und Warum. Aber es wird immerhin einige Tage dauern, ehe die Entscheidung erfolgt — willst Du so lange mein Gast sein?“

Der junge Fürst hätte das sonst als selbstverständlich angenommen und wäre außer sich gewesen bei einer Weigerung seines Freundes; jetzt fragte er, und Hartmut fühlte, was in dieser Frage lag.

„Nein, ich bleibe überhaupt nicht in der Stadt,“ versetzte er. „Ich gehe zu dem Rodecker Förster und bitte Dich, mir dorthin Nachricht zu senden, in wenigen Stunden kann ich ja wieder hier sein.“

„Wie Du willst. Du gehst also nicht nach dem Schlosse?“

Hartmut sah ihn mit einem langen, schmerzlichen Blicke an.

„Nein, in die Försterei. Leb' wohl, Egon!“

„Leb' wohl!“

Sie schieden, ohne Händedruck, ohne ein ferneres Abschiedswort, und als die Thür hinter ihm zufiel, da wußte es auch Hartmut, daß er den Freund verloren, der ihn bis dahin vergöttert hatte. Auch hier verurtheilt und ausgestoßen — er mußte sie furchtbar büßen, die alte Schuld!

Ueber dem „Walde“ lag ein düsterer, wolkenumschleierter Himmel, der von Zeit zu Zeit einen Regenschauer herabfandte. An den Höhen hingen graue Nebel und in den Baumwipfeln brauste der Sturm. Es war ein herblich rauher Tag, mitten im Höchstmomente.

In Ostwalden war die Schloßherrin jetzt allein; sie hatte von ihrem Bruder die Nachricht erhalten, daß er sich bereits auf dem Marsche befände und daß das geplante Wiedersehen der Geschwister unterbleiben müsse. Adelsheid hatte infolgedessen ihre Abreise nach Berlin verschoben, um noch der Trauung Willibalds und Mariettas beizuwohnen, die in aller Stille und nur in Gegenwart der nächsten Verwandten stattfand. Unmittelbar darauf war das neue Ehepaar nach Berlin gereist, wo Willy sofort in sein Regiment eintrat; seine junge Frau wollte die wenigen Tage bis zum Ausmarsch noch in seiner Nähe bleiben und dann nach Burgsdorf gehen, wo sich ihre Schwiegermutter bereits befand.

Es war in den Vormittagsstunden, als Fürst Adelsberg am Schlosse von Ostwalden vorfuhr. Er war für heute beurlaubt worden, um noch einiges „Nothwendige“ zu ordnen, aber diese Nothwendigkeit führte ihn nicht nach Nodok, sondern nach Ostwalden; er kam, um Abschied zu nehmen von Adelsheid, die er seit jenem ersten Besuche nicht wiedergesehen hatte.

Als sein Wagen in den Schloßhof einbog, kam ihm der Priester des benachbarten kleinen Waldortes mit dem Sacrament und in Begleitung des Meßners entgegen. Er hatte offenbar einem Schwerkranken die letzte Delung gespendet — eine ernste Mahnung in ernster Zeit, und der Fürst erkundigte sich beim Aussteigen



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

„Wenn dich die bösen Däuben locken!“
Nach einem Gemälde von S. Kleinmichel.

sofort, wenn der traurige Besuch gegolten habe. Er erfuhr, daß es einer der Beamten sei und daß die Schlossherrin augenblicklich bei dem Kranken weile, man wolle ihr aber sofort den Besuch melden.

In dem Empfangszimmer, wohin man ihn gewiesen hatte, schritt Egon unruhig auf und nieder. Er kam, um sich Gewißheit zu holen, ohne die er nicht hinausziehen zu können meinte in den Kampf auf Leben und Tod, und dieser Kampf mußte es rechtfertigen, wenn er einer Frau, die noch das Witwenkleid trug, jetzt schon mit solchen Wünschen nahte. Es sollte ja noch keine Werbung sein, nur eine Hoffnung wollte er mit sich nehmen, jene Hoffnung, die bei dem letzten Zusammensein so hell und beglückend in ihm aufgeschwemmt war, als Adelheid eine so warme Theilnahme bei seinem Schmerze um den fernen Freund zeigte. Er ahnte nicht, daß er sich in einem verhängnisvollen Irrthum befand.

Aber trotzdem lag ein Schatten auf den sonst so heiteren Zügen des jungen Fürsten. Es war nicht der Abschied, der ihn befümmerte, er ging in den Kampf mit der glühenden Begeisterung, der frohen Zuversicht der Jugend, die nur von Siegen träumt und alle trüben Ahnungen weit von sich wirft. Er träumte ja überdies noch von einem künftigen Glück, das er jetzt sich sichern wollte. Da öffnete sich die Thür und Frau von Wallmoden trat ein.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange warten ließ, Durchlaucht,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Man hat es Ihnen wohl mitgetheilt, daß ich bei einem Sterbenden war.“

„Ich hörte es bei meiner Ankunft,“ versetzte Egon, der ihr entgegengeekelt war. „Ist der Fall wirklich so schwer?“

„Leider! Der arme Tanner! Er war früher Hauslehrer bei einer Familie in der Umgegend, hat aber wegen einer schweren Erkrankung seine Stellung aufgeben müssen. Auf Verwendung meines Verwandten, des Oberforstmeisters, übertrug ich ihm das Ordnen und Aufstellen der Bibliothek meines verstorbenen Gatten, die nach Ostwalden geschafft wurde, denn man hoffte, daß er sich bei dem leichten Amte und in der kräftigen Waldluft vollends erholen würde. Er war so dankbar dafür und erzählte mir noch gestern, wie glücklich seine Mutter darüber sei, daß er, als noch nicht ganz wiederhergestellt, vom Dienste befreit bleibe und nicht in den Krieg zu ziehen brauche. Da überfällt ihn heut morgen ein Blutsturz, und jetzt sagt mir der Arzt, daß der Arme höchstens noch eine Stunde zu leben habe. Es ist furchtbar, wenn ein junges Leben sich so rettungslos verblutet!“

„Und das wird doch in den nächsten Wochen bei Tausenden geschehen!“ rief Egon. „Sie waren also selbst bei dem Sterbenden?“

„Auf seinen Wunsch. Er wußte, wie es mit ihm stand, und da wollte er mich noch einmal sprechen, um mir eine Bitte für seine alte Mutter ans Herz zu legen, die mit ihm ihre einzige Stütze verliert. Ich habe ihn darüber beruhigt, aber das war auch alles, was ich zu thun vermochte.“

Man sah es der jungen Frau an, wie sie der Vorgang an dem Sterbebett erschüttert hatte, und auch Egon empfand ein tiefes Mitgefühl bei der Erzählung.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sagte er nach einer kurzen Stille. „Wir rücken übermorgen aus, und da konnte ich es mir nicht verlagern, Sie noch einmal aufzusuchen. Glücklicherweise fand ich Sie noch, denn wie ich höre, wollen auch Sie fort.“

„Ja, nach Berlin, das einsame Ostwalden ist so abgelegen, und in dieser Zeit der fieberhaften Erwartung will man doch möglichst

im Mittelpunkt der Nachrichten und Verbindungen sein. Ich habe mich ja auch um einen Bruder zu sorgen, der unter den Fahnen steht!“

Wieder trat eine kurze Pause ein, und der junge Fürst wollte eben an die letzte Bemerkung anknüpfen, um das zur Sprache zu bringen, was ihm am Herzen lag, als ihm Frau von Wallmoden mit einer Frage zuvorkam, die anscheinend gleichgültig und doch mit leise bebender Stimme gestellt wurde.

„Bei Ihrem letzten Besuche waren Sie ja so in Sorge, Durchlaucht, über das Ausbleiben der Nachrichten von Ihrem Freunde. Hat er Ihnen jetzt ein Lebenszeichen gegeben?“

Egon sah zu Boden und der Schatten, der während des Gesprächs gewichen war, legte sich wieder schwer und düster über seine Züge.

„Ja!“ erwiderte er kalt. „Rojanow ist wieder in Deutschland.“

„Seit der Kriegserklärung?“

„Allerdings, er kam —“

„Um mit in den Kampf zu ziehen! O, ich wußte es!“

Der Fürst blickte sie in höchster Betroffenheit an.

„Sie wußten das, Excellenz? Ich glaubte, Sie hätten Hartmut nur als Rumänen und nur durch mich gekannt.“

Ueber die Wangen der jungen Frau floß eine dunkle Gluth, sie fühlte es, wie verrätherisch der Ausruf gewesen war, aber sie faßte sich rasch.

„Ich lernte Herrn Rojanow erst im letzten Herbst kennen, als er Ihr Gast in Rodock war,“ antwortete sie fest; „aber seinen Vater kenne ich seit langen Jahren, und dieser — ich darf wohl annehmen, Durchlaucht, daß Sie alles wissen, was geschehen ist?“

„Ja, jetzt weiß ich es!“ sagte Egon mit schwerer Betonung.

„Nun wohl, Oberst Falkenried war ein naher Freund meines Vaters und verkehrte oft in unserem Hause. Ich hatte freilich nie von einem Sohne gehört und hielt den Oberst für kinderlos, bis zu jener furchtbaren Stunde in Rodock, am Todestage meines Gatten. Da erfuhr ich die Wahrheit und wurde Zeuge der Begegnung zwischen Vater und Sohn.“

Der junge Fürst athmete auf bei dieser Erklärung, die eine eben erwachende unheilvolle Ahnung wieder verschleuchte.

„Dann begreife ich allerdings Ihre Theilnahme,“ entgegnete er. „Oberst Falkenried ist in der That zu beklagen.“

„Nur er?“ fragte Adelheid, befremdet durch den herben Ton der letzten Worte. „Und Ihr Freund selbst?“

„Ich habe keinen Freund mehr, ich habe ihn verloren!“ rief Egon in leidenschaftlichem Schmerze aus. „Schon was er mir vor zwei Tagen gestand, riß eine tiefe Klüft auf zwischen uns, und was ich jetzt weiß, das trennt uns für immer.“

„Sie urtheilen sehr hart über das Vergehen eines Siebzehnjährigen — er muß ja damals fast noch ein Knabe gewesen sein.“

Es lag ein tiefer Vorwurf in den Worten der jungen Frau, aber der Fürst schüttelte heftig den Kopf.

„Ich spreche nicht von jener Flucht und jenem Wortbruch, obgleich sie schwer genug wiegen bei dem Sohne eines Offiziers, aber was ich gestern erfuhr — ich sehe, Sie wissen das Schlimmste noch nicht, gnädige Frau, und wie sollten Sie es auch wissen! Erlassen Sie mir diesen Bericht.“

Adelheid war bleich geworden und ihre Augen hasteten starr und angstvoll auf dem Sprechenden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlaf.

II. Berühmte Langschläfer.

Wer an die Möglichkeit eines ungewöhnlich langen Schlafes nicht glauben wollte, der mußte zu allen Zeiten durch die immer und immer wiederkehrenden Berichte von Fällen der Schlassucht von seinem Zweifel geheilt werden. Die medizinische Litteratur kennt eine ganze Anzahl solcher Fälle, von denen wir an dieser Stelle nur einige wiedergeben.

Einer der größten Schläfer war Samuel Gilton, gebürtig aus Tinsbury bei Bath. Er war Handarbeiter, 25 Jahre alt, nicht fett, aber muskulös; er hatte dunkelbraunes Haar. Im Jahre 1694 schlief er ein und verschlief einen ganzen Monat, dann wachte er auf und ging wie gewöhnlich an seine Arbeit; während seiner Schlafzeit nahm er von den Speisen, die man ihm

ans Lager setzte, und hatte keine normalen Entleerungen, ohne jedoch zu erwachen. 1696 schlief er wieder ein und schlief diesmal 17 Wochen lang, und während der letzten 6 aß er gar nichts. Leider ist dabei nicht einmal die Gewichtsabnahme des Körpers festgestellt worden. Im Jahre 1697 schlief Samuel Gilton wieder, und der Schlaf dauerte diesmal 6 Monate; in dem Berichte von Dr. Oliver wird aber gar nichts davon erwähnt, wie es mit der Nahrungsaufnahme Giltons bestellt war. Wir erfahren nur, daß man mit ihm allerlei ungewöhnliche und selbst grausame Versuche angestellt habe, um festzustellen, ob er wirklich keinen Schmerz empfinde oder nur ein Betrüger sei. Gilton gab keine Schmerzensäußerungen von sich und hatte

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

nach dem Erwachen keine Erinnerung an die mit ihm vorgenommenen Proben.

Ähnliche Krankengeschichten hat auch Macnisch in seinem Buche „Der Schlaf in allen seinen Gestalten“ zusammengestellt. Er erzählt von einem Schlafsuchtigen, der 8 Tage lang keine Nahrung genoß, und von einem anderen, der 3 Wochen lang schlief und während dieser Zeit keinen Bissen Essen zu sich nahm, keinen Tropfen trank, der durch nichts auch nur für einen Augenblick erweckt werden konnte, während sein Schlaf ruhig und natürlich schien. Weiter wird noch ein polnischer Soldat erwähnt, der vor Schreden erstarrte und 20 Tage lang ohne Nahrung blieb.

Dr. Jarrold behandelte einen 44jährigen Mann wegen eines Anfalls von kataleptischer Starre, die 8 Tage lang anhielt. Der Arzt hatte den Kranken aufgegeben, denn der Puls war kaum fühlbar und die Athemzüge, die sehr oberflächlich waren, traten in je 45 Sekunden ein. Nach acht Tagen erwachte aber der Mann, der bis dahin nichts genossen hatte, verlangte ein Beefsteak und genoß vor den Augen des Arztes eine reichliche Mahlzeit.

Es wäre jedoch müßig, eine Geschichte der berühmten Schläfer aus früheren Zeiten zusammenzustellen. Die Berichte sind sehr unzuverlässig; Fälle von Schlafsucht wechseln in ihnen ab mit Erzählungen von Scheintodten, langen Ohnmachtsanfällen u. dergl. Ja, es fehlt darunter selbst nicht ein europäischer Yogi, der sozusagen nach Belieben „sterben“ konnte, um wieder zu erwachen. Braid berichtet diesen seltsamen Fall mit folgenden Worten des Dubliner Arztes Dr. Cheyne:

„Oberst Townsend konnte nach Belieben sterben, d. h. aufhören zu atmen, und durch bloße Willensanstrengung oder sonstwie wieder ins Leben zurückkommen. Er drang so sehr in uns, den Versuch einmal anzusehen, daß wir schließlich nachgeben mußten. Alle drei fühlten wir erst den Puls; er war deutlich fühlbar, obwohl schwach und fadenförmig, und das Herz schlug normal. Er legte sich auf den Rücken zurecht und verharrte einige Zeit regungslos in dieser Lage. Dr. Baynard legte seine Hand auf das Herz des Obersten und Herr Strine hielt ihm einen reinen Spiegel vor den Mund. Ich fand, daß die Spannung des Pulses allmählich abnahm, bis ich schließlich auch bei sorgfältigster Prüfung und bei vorichtigstem Tasten keinen mehr fühlte. Dr. Baynard konnte nicht die geringste Herzzufammenziehung fühlen und Herr Strine sah keine Spur von Athemzügen auf dem breiten Spiegel, den er vor den Mund des Daliegenden hielt. Dann untersuchte jeder von uns nacheinander Arm, Herz und Athem, konnte aber selbst bei der sorgfältigsten Untersuchung auch nicht das geringste Lebenszeichen an ihm finden. Wir besprachen lange, so gut wir es vermochten, diese überraschende Erscheinung. Als wir aber fanden, daß der Mann immer noch in demselben Zustande verharrte, schlossen wir, daß er doch den Versuch zu weit geführt habe, und waren schließlich überzeugt, daß er wirklich todt sei, und wollten ihn nun verlassen. So verging eine halbe Stunde. Gegen 9 Uhr früh, als wir weggehen wollten, bemerkten wir einige Bewegungen an der Leiche und fanden bei genauerer Beobachtung, daß Puls und Herzbewegung allmählich zurückkehrten. Der Mann begann zu atmen und leise zu sprechen. Wir waren alle aufs äußerste über diesen unerwarteten Wechsel erstaunt und gingen nach einiger Unterhaltung mit ihm und untereinander von dannen, von allen Einzelheiten des Vorgangs zwar völlig überzeugt, aber ganz erstaunt und überrascht und nicht imstande, eine vernünftige Erklärung dafür zu geben.“

Während der Oberst in jüngeren Jahren sich in diesen Zustand ohne sichtlichen Schaden versetzen konnte, wurde ihm dieser Versuch im späteren Alter verderblich; denn nachdem er von einem solchen freiwilligen Tode erwacht war, verfiel er dem wirklichen Tode, aus dem es kein Erwachen giebt.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts brachten Aerzte, die in fernen Kolonien thätig waren, die Nachricht von einer Schlafkrankheit, die ziemlich häufig unter den Negern in Westafrika, auf den Antillen und in Mittel- und Südamerika vorkommt. Man nannte sie die Schlafsucht. Ihr Verlauf wird in folgender Weise geschildert:

„Bevor der Kranke in Schlaf verfällt, fühlt er sich niedergedrückt und schwach. Bald hat der Kranke keinen Appetit, bald verspürt er Heißhunger, seine Schwäche nimmt immer mehr zu und es wird ihm immer schwieriger, Bewegungen auszuführen. Hierauf stellt sich ohne Fiebererscheinungen ein taumelnder Gang ein, die Theilnahme an der Außenwelt geht verloren, die Sinne trüben sich, und während der Puls langsamer wird, tritt ein tiefer Schlaf ein. Der Kranke sucht eine möglichst platte Lage auf dem Boden einzunehmen, von da ab macht er aus eigenem Antriebe keine Bewegungen und reagirt nur schwach oder gar nicht auf äußere Reize. Während der Puls immer langsamer wird, der Kranke abmagert und seine Haut eine erdfarbene Erblässung annimmt, tritt nach etwa 2 bis 3 Monaten fast regelmäßig der Tod ein. Obwohl Hunderte von diesen Schlafsuchtgekrankten beobachtet und viele Sektionen gemacht worden sind, ist das Wesen der Krankheit räthselhaft geblieben.“

Die meisten verbürgten Fälle, die in neuerer Zeit in civilisirten Staaten beobachtet wurden, erwiesen sich als Theilercheinungen anderer Krankheiten, die einen ungeübten Beobachter leicht zu der Annahme verleiten können, daß er einen Schlafsuchtigen vor sich habe.

Unnatürliche Schlaferscheinungen kommen bei Erkrankungen des Nervensystems, namentlich aber bei der Hysterie vor. Es ist seit geraumer Zeit bekannt, daß hysterische durch äußere Reize in einen schlafartigen und der Starre ähnlichen Zustand verfallen, aus dem sie mitunter schwer zu erwecken sind. Aber die hysterischen, die ja auch zum Nachtwandeln neigen, verfallen auch von selbst in Schlaftrunkenheit. Diese kann die verschiedensten Formen annehmen; in leichteren Fällen ist sie nur ein Halbschlummer; die Kranken erwachen von Zeit zu Zeit und verfolgen ihre natürlichen Bedürfnisse, oder sie schlafen fortwährend, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und dieser Schlaf kann mehrere Tage andauern. Sehr selten geht der Schlaf in völlige Verbargie, in den sogenannten hysterischen Scheintod über. In diesem Zustande ist der Athem selten und kaum merklich, der Puls kaum fühlbar, der Stuhl wochenlang angehalten. Fälle, wo solche Zustände mehrere Tage dauerten, sind nicht selten, und selbst solche sind verbürgt, deren Dauer sich auf Monate erstreckte.

Auch die Starrsucht, Kataleptie, die oft auf hysterischer Grundlage entsteht, kann von Uneingeweihten mitunter als Schlafsucht gedeutet werden; in älteren Berichten wird oft die Starrsucht mit der Schlafsucht verwechselt.

Diese Leiden hat es zu allen Zeiten gegeben; schon bei den ältesten medizinischen Schriftstellern werden sie erwähnt. Wir haben gesehen, in welcher Weise sie und die Erscheinungen der Hypnose zu Mythenbildungen und religiöser Schwärmerei Anlaß gegeben haben. Sie bilden auch heutzutage ein Gebiet, auf das sich die sensationsfüchtige Phantasie stützt. Solche Krankengeschichten werden gern erzählt und gedruckt, und der Welt wird die Ausbreitung einer neuen Schlafkrankheit, für die leicht irgend ein Name gefunden wird, verkündigt. Geht dann die Förschung der Sache auf den Grund, so entpuppt sich vielfach die Krankheit, wie dies bei einigen Fällen der jetzt so viel besprochenen *Nona* der Fall war, als Typhus, Entzündung der Gehirnhäute, so erkennt man in den berühmten Schläfern der Neuzeit hysterische und andere Nervenkrankte. An gut beobachteten Fällen reiner Schlafsucht, wie sie aus älteren Berichten volkstümlich geworden sind, scheint es in der neueren medizinischen Literatur zu fehlen.

Blätter und Blüthen.

Eine Gedenktafel für Friedrich Hofmann. Eine einfache, würdige Feier wurde am 17. April zu Almenau begangen. Es galt, den Vorabend des Geburtstages Friedrich Hofmanns, des vor fast zwei Jahren daselbst verstorbenen, vielbeliebten und weithin bekannten Dichters, des „Veteranen der Gartenlaube“, festlich zu begehen. Einer der Freunde des Heimgegangenen, Sanitätsrath Dr. Breller, hatte, um seiner warmen Verehrung für den Dichter Ausdruck zu geben, namentlich aber um das Gedächtniß für Hofmann lebendig zu erhalten, eine Tafel gestiftet, welche an dem Hause befestigt wurde, in welchem der Verewigte bei seinem oft

wiederkehrenden Aufenthalt zu Almenau stets Abstieg genommen hat. Die Inschrift lautet, entsprechend der Bezeichnung, die in vertrautem Kreise Hofmann sich beizulegen pflegte:

Hier wohnte und starb
der Alte
der Dichter
Friedrich Hofmann.
Im Jahre 1888.

Nachdem die Musikapelle einen Choral geblasen hatte, ergriff Herr

Superintendent Linde das Wort, um in kurzer, bewegter Ansprache den Vereinigten zu feiern und seines menschenfreundlichen, gütlichen Herzens, seiner treuen vaterländischen Gesinnung zu gedenken. Er schloß mit Tasso's Wort: „Die Städte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweicht!“

Der Vortrag der beiden Lieder „Das treue deutsche Herz“ von Otto und „Thüringen“ von Franz Abt durch einen Sängerkhorst die schlichte Erinnerungsfeier. Den vielen Freunden und Besuchern der grünen Bergstadt sei noch mitgeteilt, daß die Gedenktafel sich am Hause des Chirurgen Luther, schräg gegenüber dem neuen Postgebäude in der Schloßstraße, befindet; allen Verehrern Hofmanns aber, daß in nicht allzu ferner Frist die Errichtung eines Hofmann-Denkmal auf dem Friedhof zu Almenau bevorsteht.

Das Reisen in der guten alten Zeit. Nirgends hat sich der Umschwung der Zeiten so geltend gemacht wie mit Bezug auf das Reisen und die Einrichtungen und Vorkehrungen, die dazu gehören. Die gelbe Postkutsche aus unserer Väter Zeit und der jetzige Eisenbahnwagen scheinen ganz verschiedenen Jahrhunderten anzugehören. In welcher Weise aber unsere Väter ihre Reiselust befriedigten, darüber geben uns z. B. aus dem siebzehnten Jahrhundert die zahlreichen Reisebücher Aufschluß, die uns noch erhalten sind. Die damaligen Bäderer heißen Zeller, Dentner, Gabenberg, Jüngerling, und ihre Werke waren meist in lateinischer Sprache abgefaßt, da die Touristen in der Regel akademische Bildung besaßen. Doch gab es auch Gesprächsbücher in verschiedenen Sprachen zum praktischen Gebrauch für die Reisenden, die sich in fremden Ländern mit den Einwohnern verständigen wollten. Ein gutes Reisebuch sorgte damals auch für die religiösen Bedürfnisse. Dasjenige von David Fröhlich enthält sogar nicht weniger als 28 Gebete und 36 Reizehymnen mit Melodien, sowie eine Anzahl von Versen, um zu gewissen Tageszeiten, z. B. beim Aufstehen, beim Waschen, bei Sonnenauf- und Untergang, vor und nach der Mahlzeit das Gemüth in eine andächtige Stimmung zu versetzen.

Aus diesen Reisebüchern erfährt man auch, welches die damals übliche Reiseausrüstung war. Selten nahm man mehr mit, als was sich in einem schmalen Koffer oder Mantelsack unterbringen ließ. Größere Gepäckstücke erwirkten das Reisen sehr, da nicht überall sogleich Wagen oder Pferde zu haben waren und der Reisende einen Träger nehmen oder streckenweise selbst sein Gepäck tragen mußte. Im Wäsch hielt man drei oder vier Oberhemden, ebenso viele Kragen, etliche Taschentücher, Schlafhosen und Nachtmühen nebst einigen Paar Strümpfen, ein Schuhwerk ein Paar Schuhe von Corduan oder anderem weichen Leder und ein Paar Stiefel mit sogenannten Pfundsohlen bei Schmutz und Regenwetter für ausreichend. Der Reiseanzug bestand aus Wams, Fülz mit breiter Krämpfe, einem Regenmantel mit Kapuze und langen bis an die Knie reichenden Gamaschen. Außerdem wird von den Handbüchern zur Reiseausrüstung geredet ein sogenanntes „Wassentücher“, d. h. eine Gesichtsmaske aus doppeltem Tuch zum Schutze gegen die Kälte, Hand- und Feuerwaffen, Staubbrille, Handspiegel, Wachsstock, Gebetsbuch, Kreide, Nadel, Zwirn, Kompaß, Taschen- oder Sanduhr, Instrumente zum Schröpfen und Aderlassen, Kalender, Tagebuch, Reisehandbuch, Gefang- und Gebetbuch, eine kleine Reiseapotheke mit den gebräuchlichsten Mitteln bei Unpäßlichkeiten, schmerzenden Füßen, erkrankten Gliedern, Seekrankheit, Biß von Schlangen, Skorpionen und tollen Hunden. In Fröhlich's Reisehandbuch findet sich eine ganze Blumenliste von oft sonderbaren Heilmitteln, die damals beim Volk im Schwange waren.

Leute aus den bessern Ständen reisten damals zu Pferd oder zu Wagen; zu Fuß zu reisen galt weder für anständig noch für rathsam. Der englische Reisende Morison, der im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die meisten Länder Europas und Kleinasiens bereist hat, warnt sehr nachdrücklich vor Fußreisen:

„Wer nicht die Mittel besitzt, um mit Anstand zu reisen, bleibe lieber zu Haus und bereise die Welt auf der Landkarte; denn Leute, die aus Sparankheitsrücksichten zu Fuß reisen, schaden damit nur ihrem Ansehen, da sie sich ihre Reisegefährten nicht wählen können, sondern auf die armen Wanderburschen angewiesen sind, in deren Gesellschaft sie weder ihr Wissen bereichern, noch ihren Verstand bilden können. Genüthigt, die Last ihres eigenen Körpers zu schleppen, sind sie auch viel leichter Erkrankungen ausgesetzt und laufen daneben Gefahr, von wilden Thieren, Räubern oder ihren eigenen Gefährten angegriffen zu werden. Ich kann dreist behaupten, daß alle Mordthaten, welche sich in Deutschland auf der Landstraße ereignen, gegen Fußreisende verübt werden. Wenn Leute von guter Herkunft und Erziehung zu Fuß reisen, bedürfen sie eines um so viel längeren Aufenthaltes in den Gasthäusern zur Erholung von Strapazen und brauchen auf diese Weise nicht allein beinahe ebensoviel, als wenn sie Pferde oder Wagen benutzt hätten, sondern sind auch kaum in der Lage, ihren Geldvorrath vor ihren Reisegefährten zu verheimlichen, und wenn diese bedürftig sind, kommt es selbst bei den sonst so ehrlichen Deutschen häufig genug vor, daß sie einen Anschlag gegen den Fußreisenden planen, zu dessen Ausführung die Einsamkeit der ausgedehnten Wäldungen bequeme Gelegenheit bietet. Zudem ist es für einen Mann von Bildung eine bittere Medizin, sich nach den Strapazen der Fußreise in den Wirtschaften schlecht behandelt zu sehen, zumal in Deutschland, wo die Fremden nach ihrer äußeren Erscheinung und ihrem selbstbewußten oder bescheidenen Auftreten torirt und Fußreisende insgesammt geringschätzig behandelt werden. Schließlich macht auch die Einsamkeit des Weges, der Mangel an Ortschaften das Fußreisen in Deutschland sehr langweilig. Ich für mein Theil halte für die beste Art des Fußreisens die, wenn ein Mann sein Pferd an der Hand führt und es nach Gefallen betreiben kann.“ — Heutzutage denkt man über das Fußreisen anders:

man sieht darin eine die Gesundheit fördernde Uebung des Körpers, die ja im Müssiggang zu den kühnsten Leistungen sich erhebt; man hat andererseits ein damals unbekanntes Naturgefühl und giebt sich gern bei einsamer Wanderung dem Genuß der landschaftlichen Reize hin. Freilich, wo man auch wandern mag, in der Nähe erblidet man immer eine Ackerstation und hat die frohe Aussicht, sich bequem in Eisenbahnwagen von seinen Strapazen zu erholen und durch öde Gegenden im Fluge dahinzuziehen.

Häusliche Gesundheitsregeln. Die Gesundheitspflege im Hause umfaßt ein weites Gebiet, das leider noch zum großen Theil einen unbefestigten Boden bildet, auf dem recht viel Unkraut üppig gedeiht. In der öffentlichen Gesundheitspflege, für welche der Staat und die Gemeinde sorgen, vollzieht sich der Fortschritt ungemein rasch; hier feiert die medizinische Wissenschaft die schönsten Siege, und die geringer gewordenen Sterblichkeitsziffern so vieler Städte beweisen zur Genüge, daß die oft mit vielen Kosten verknüpften neuen Einrichtungen wirklich Nutzen gestiftet haben und gesundheitliche Angelegenheiten immer seltener werden.

Der alte Hof hängt aber noch der häuslichen Gesundheitspflege vielfach an; dorthin hat sich die alte Schärfe und Aussenweisheit geküßt. Der Unterschied läßt sich leicht an Beispielen zeigen. Wer auf der Straße verunglückt, der erhält, wenn auch im ersten Augenblick kein Arzt zur Stelle ist, von dem durch einen Samariterverein ausgesendeten Schutzmännern eine vernünftige Hilfe — in den meisten Häusern wird noch das verkehrteste Mittel angewandt und die Familie steht rathlos einem Blütenden gegenüber. Bei ansteckenden Krankheiten sieht es oft noch schlimmer aus. Durch Unwissenheit wird viel Schaden gestiftet, werden die Familienmitglieder und die nächste Umgebung Gefahren ausgesetzt. Der Staat erläßt weise Gesetze, beaufsichtigt die Schulen und Fabriken sowie den Verkehr, die Gemeinde ordnet das Abfuhrwesen, läßt kanalisieren etc.; alles dies bleibt aber nur eine halb Arbeit, wenn der Bürger nicht auch das Seine zur Einbüdung der Krankheiten beiträgt.

Die häusliche Gesundheitspflege läßt sich leider nicht so schnell und glatt ordnen wie die öffentliche. „Mein Haus ist meine Burg, und in ihm will ich leben, wie es mir gefällt.“ Die häusliche Gesundheitspflege kann nur durch die unermüdete Verbreitung zweckmäßiger Kenntnisse gehoben werden. Wenn das, was die Wissenschaft errungen hat, auch zum Gemeingut des Volkes geworden ist, dann wird sich vieles bessern, woran wir jetzt von der Wiege bis zur Bahre schwer zu tragen haben. In diesem Sinne ist die Verbreitung von Gesundheitsregeln dringend wünschenswerth, und neben ausführlichen Büchern, die nicht jedermann liest, sind auch kurze Zusammenstellungen, die sich leicht dem Gedächtniß einprägen, am Nützlichsten. Diesen Weg hat der Verein für häusliche Gesundheitspflege in Berlin eingeschlagen, indem er zunächst unter dem Titel „Häusliche Gesundheitsregeln“ drei Faszeln herausgab (Verlag von Julius Springer in Berlin), welche die „Pflege des Kindes im ersten Lebensalter“, die „erste Hilfe bei Unglücksfällen“ und „Verhaltensregeln bei ansteckenden Krankheiten“ behandeln. Mögen dieselben in reichlichem Maße den erhofften Nutzen stiften.

Kleine Gedichte an Gerda. In Nr. 14 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“ veröffentlichten wir „Nachgelassene Gedichte Gottfried Kinkels“; auf Grund der uns besser Uebersetzung gegebenen Versicherung der Witwe des verstorbenen Dichters machten wir dabei die Angabe, daß außer einem einzigen, dort in der Einleitung näher bezeichneten noch keines der Gedichte irgendwo gedruckt sei. Nun stellt es sich aber heraus, daß doch noch ein weiteres, nämlich das letzte unserer Reihe, welches anfängt „Ich stand an Deinem Grab in bangem Weinen“, schon veröffentlicht ist, und zwar im Jahrgang III (1883) des von Paul Heyse herausgegebenen „Deutschen Dichterschatzes“. Wir sehen nicht an, dies nachträglich zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

F. R. in Frankfurt. Das jüngst mit dem Grillparzerpreis gekrönte Drama „Der Meister von Valmyra“ von Adolf Wildt ist abgedruckt. Das Stück ist im Verlage der F. W. Göttsche'schen Buchhandlung nachfolgend abgedruckt erschienen; eine nähere Angabe über Inhalt und Gebührensang finden Sie in Nr. 37 des Jahrgangs 1888 der „Gartenlaube“.

H. S. D. in Wien. Wie werden Ihren Wunsch gern erfüllen, wenn Sie unter Wiederholung Ihrer Anfrage und Ihre Adresse zu brieflicher Beantwortung mittheilen wollen.

E. S. in Kronstadt. Wichtig ist: „Das Fräulein Dermine“.

Abonnentin in A. Sie sind eine „langjährige Abonnentin“ unseres Blattes. Sie werden es uns also nicht verübeln, wenn wir uns die ungalante Annahme erlauben, daß Sie nicht mehr gar so jung sind. Sollten Sie nun die Erlaubung noch nicht gemacht haben, daß eine solche Probe, wie Sie sie anstellen möchten, nur das Leben selbst anstellen kann? Wir können Ihnen ja Vortheile machen: erlassen Sie Ihre „Gebühren“ um einen Gefallen. Hagen Sie ihr ein Veid, stellen Sie eine Fremde mit ihr, und schätzen Sie aus der Antwort auf ihre Treue und Anhänglichkeit. Aber all das giebt keine Gewähr und keine Sicherheit. Denn wenn es so leicht wäre, wahre Freundschaft zu erkennen, dann gäbe es wohl viel weniger falsche und viel weniger — enttäuschte Freunde auf der Welt!

A. R. in Mailand. Wir können Ihnen nur rathen, sich auf keine Geheimmittel einzulassen, sondern sich an einen tüchtigen praktischen Arzt zu wenden.

A. S. D. in B. An die betreffende Strafe hat Erwerb des Berechtigungszeichens verweigert worden, so tritt § 89, 4 der „Deutschen Verordnungen“ in Kraft, wonach das für die Berechnung um die Berechtigung zum einjährig-fermtilligen Dienst vorgeschriebene Unbefähigkeitszeugniß von der Erlassbehörde III. Instanz (in Bayern eines der beiden General-Commandos im Verein mit je einem Civilkommissar) nachgelassen werden kann, wenn „aus der Art des Vergehens und der dabei in Betracht kommenden Verhältnisse unter gleichzeitiger Berücksichtigung des jugendlichen Alters des Betroffenen Anlaß zu einer mildereren Beurtheilung gegeben, auch die sonstige Führung des Bestrahten eine gute gewesen ist“. Ist die Strafe aber nach Erwerb der Berechtigung und zwischen ihr und dem Eintritt in den Dienst zuerkannt worden, so würde die Berechtigung nach § 93, 9 der D. V. L. nur dann verlieren gehen, wenn die feingegene Brakture Handlung, während der Dienstzeit begangen, Verlegung in die zweite Klasse des Soldatenstandes zur Folge gehabt hätte. Das ist aber bei einer Körperverletzung, für welche das bürgerliche Gericht nur Geld oder Haftstrafe zuerkennt, nicht der Fall.

Inhalt: Naborna im Rosenlag. Roman von Reinhold Erdmann (Fortsetzung). S. 373. — Flackerbüchlein. Bild. S. 373. — Die Berliner Elektrizitätswerke. Von Gustav Schubert. S. 379. Mit Abbildungen S. 376, 377, 379, 380 u. 381. — Namensregeln. Roman von E. Werner (Fortsetzung). S. 381. — „Wem Dich die bösen Lüder locken“ Bild. S. 385. — Der Schlaf. II. Verdrüme Langschläfer. S. 386. — Blätter und Blüten: Eine Gedenktafel für Friedrich Hofmann. S. 387. — Das Reisen in der guten alten Zeit. S. 388. — Häusliche Gesundheitsregeln. S. 388. — Kinkels Gedichte an Gerda. S. 388. — Kleiner Briefkasten. S. 388.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Lieder in Leipzig.